Der Katholik;

eine

Religiöse Zeitschrift

zur

Belehrung und Warnung.

Christianus mihi nomen,
Catholicus cognomen.
S. Pacianus.

Fünfter Band.

Zweiter Jahrgang. — IX. Heft. — September.

Straßburg,
bei L. Fr. Le Roux, Buchdrucker und Buchhändler.
1822.

Beilage
zum Katholiken.

Jahrgang 1836.

Nro III.

Curiosa.

Beiträge zur Geschichte der Toleranz.

(Schluß.)

So lange es in einem Hause keine widerspänstigen Kinder giebt, so hat der Vater nicht nöthig durch die Finger zu schauen, und unter einverständigen Geschwistern wird es nie heißen: man muß dem unruhigen Jungen auf die Finger klopfen, oder: man muß um des lieben Friedens willen, dem Unverstande zugeben. So hatte es Jahrhunderte hindurch in der religiösen Welt ausgesehen, ehe Luther die staubige Bibel unter der Bank erblickt hatte. Toleranz und Intoleranz war nicht in den Wörterbüchern jener Zeiten zu finden, massen damals alles (wie Christus es wollte) im Glauben einig war, und es kein Lutherthum, keinen Calvinismus, keine Flucher und Sacramentirer, kein Knipperdolling'sches König- und Himmelreich, keine mährischen Brüder, noch frauenfeldische Schwestern, keinen Schmalkaldischen Bund, keine Hugenotten-Union, keine evangelische Bauern-Bundschuhe, keine fürstlichen und städtischen Confessionen, Concordienformeln, Normaljahre, Confiscationen und wie die tausend evangelischen Fortschritte und Accidenzien noch heißen, zu toleriren gab. Allein dem Lahmen gehört eine Krücke, in ein Spital gehört Geduld, und die Reformation mußte eine Toleranz für sich haben. Deßwegen brachte der Evangelist auf Wartburg, Reformation und Toleranz miteinander zur Welt. Beide, wie sichs versteht, waren homogen und paßten so trefflich aufeinander, daß man mit Abraham a St. Clara sagen konnte: „Wie der Vogel, so das Ei; wie der Koch, also der Brei; wie die Musik, also der Tanz; wie die

Reform, so die Toleranz.“ — Diese neue Toleranz ging allenfalls in folgender Gestaltung aus Luthers Gehirn hervor: „Was ich will, das ist so und muß also bleiben, weil ich es will. Was ich sage, muß vorn herein als die reine himmlische Wahrheit angesehen werden, massen alles was dawider gesagt wird, erlogen ist. Wenn ich spreche: das ist schwarz, so müßt ihr fein nachbeten: das ist schwarz, und solltet ihr Schnee vor den Augen haben. Wer nicht glauben und bekennen will was Doctor Luther lehret, der ist à priori ein Narr, ein Esel, eine Grundsuppe der Hölle, eine eingeteufelte, überteufelte und auch noch durchteufelte Bestie. Wer mich, das Rüstzeug Gottes, im Geringsten hindern sollte, das Pabstthum zu lästern, zu verfluchen und zu Grunde zu richten, der ist (sey er Pabst, König oder Kaiser) nichts anders als ein Pantherthier, ein Bär, ein Wolf, auf den man aus allen Dörfern mit Spieß und Stangen Sturm laufen soll. Wenn es mir und den Meinigen gefällt die Papisten, Betrüger, Götzendiener, Antichristen, babylonische oder ninivitische H...n zu nennen, so sollen sie fest glauben, daß sie es seyen, und es geduldig gleich einem Lobspruche aufnehmen. Wenn uns die Lust anwandelt, das Mönchswesen zu verspotten, die Klöster zu plündern, die Messe zu verbieten, und den Römlingen ihre Kirchen und Bildnisse zu zerschlagen und zu verunsäubern, so ist es ihre Pflicht, das fein zu toleriren. Regen sie sich dagegen, wollen sie sich vertheidigen, oder erkühnen sie sich gar zu sagen, daß wir Unrecht hätten, so sind und bleiben sie hartnäckige Obscuranten, jesuitische Löschhornreiter, intolerante Fanatiker ꝛc.“ Das ist summa summarum die Quintessenz der kostbaren Toleranz, die Luther zur Welt geboren hat; er hätte wahrhaft ein Erfindungsbrevet verdient, denn das Ding war zuvor in der Welt gar nicht bekannt. Und so praktisch war sie genaturt diese Toleranz, daß Luthers Schüler und Nachfolger dieselbe sogleich und ohne die geringste Mühe in Anwendung gesetzt haben.

Den ersten und feierlichsten Act dieser Toleranz hat bekanntermaßen Calvin der erneuerten Menschheit zum erbauenden Beispiele zu Genf aufgeführt, allwo er den Spanier Servet, der sich

erkühnt hatte, einer andern Meinung als Doctor Calvinus zu seyn, cum omnibus solemnitatibus carnificiis der heil. Trinität zu Ehren braten ließ; und an diesem Genfischen Auto-da-fe wollte er auch die Herren Ketzer Ochino, Blandrat und Gentilis Theil nehmen lassen, hätten diese italienischen Füchse nicht zu früh obbenannten spanischen Braten gerochen, und diesen Schauplatz der evangelischen Toleranz eiligst geräumt. — Was!... Ketzer verbrennen, ist das Toleranz? werden die Papisten schreien. Allein was hat man auf das Geschrei von Leuten zu achten, welche die Geschichte nicht kennen. Sie wissen nämlich nicht, daß Melanchthon, Bullinger und die ganze sacramentarische Clerisei diese theologische Execution für billig und mit ihrer Toleranz übereinstimmend befunden haben, und daß aus der damaligen evangelischen Welt gegen dieses Auto-da-fe, Niemand reclamirt habe, als etwa der duldsame Butzer, der nämlich den spanischen Ketzer nicht gebraten, sondern nur ein wenig geviertheilt haben wollte. Bringen dann die Papisten weiters vor, daß evangelische Prediger und Volk an vielen Orten in Sachsen, Preußen, Schwaben und Elsaß sich mit Gewalt Platz verschafft, und die Katholiken aus ihren Klöstern, Kirchen und Wohnungen durch Confiscationen, zuweilen auch mit Steinen, Koth und Schneeballen hinausgejagt haben, so antwortet man ihnen: Warum auch haben eure Voreltern so hartnäckig ihre Stiftungen und Eigenthum vertheidigen wollen wie Naboth seinen Weingarten? Warum ließen sie nicht ohne weitern Prozeß alles liegen und stehen? Warum waren eure Bischöfe und Priester so ungelehrig, und weigerten sich die Infallibilität Luthers, Calvins und der Landesfürsten anzuerkennen?... Diese Thoren wollten noch immer Messe lesen und der wittembergische Evangelist und seine Schüler hatten doch versichert, daß die Messe ein Götzendienst sey?.. Sie behaupteten immerfort das Cölibatsgelübde sei nicht gegen das Evangelium und könne nicht gebrochen werden; und doch hatten die Reformatoren nicht nur gesagt, daß man dem Papst und dem Teufel zum Trutz ein Eheweib nehmen müsse, sondern hatten ihnen schon handgreiflich durch Hochzeiten und Kindtaufen bewiesen, daß man dem Cölibatsgelübde

zum Trutz Weib und Kinder haben könne. Kein Wunder also, wenn man diese widerspänstigen Papstdiener nicht dulden wollte und sie verächtlich machte. Kein Wunder, daß die Kinder der Reformation in jenen Dörfern und Städten, wo es sich mit Fug thun ließ, keine katholische Seele neben sich litten, sie alle verjagten, oder ihnen so tolerant begegneten, daß sie von selbst Reißaus nahmen. Uebrigens verfuhr man also aus zarter Gewissenhaftigkeit; sie konnten ohne Scrupel die Aergernisse des Papstthums nicht mehr ansehen. Ja, Butzer, Fagius und andere Gottesmänner bezeugten und predigten öffentlich, daß es ihrem Gewissen unmöglich sey, länger neben dem Papstthume zu leben, und einige ihrer Schüler glaubten ihre Atmosphäre verunreinigt, wenn auf eine Meile in der Runde die Messe zwischen vier Mauern gelesen wurde. Auch säumten sie nicht es zu hindern, sobald sie die Abgötterei rochen.

Laßt uns aber gen Großbritannien blicken, dort ist ja seit dreihundert Jahren der classische Boden der evangelischen Toleranz. Dort hat sich diese Toleranz von Heinrich dem Achten an, bis unsere Zeit indefectibel und in ihrem schönsten Flor erhalten, einige Kleinigkeiten und Mißverständnisse nicht einzurechnen, welche die Papisten vorgeben und die man vermuthlich auch nicht läugnen kann. Man redet nämlich von einigen tausenden Schlachtschwertern, Scheiterhaufen, Henkersbeilen und Galgen, vermittelst welcher die hocherleuchteten Stifter der englischen Staatskirche, den Katholiken das neue Evangelium und die Gewissensfreiheit begreiflich zu machen sich bestrebten. Man hat noch die Namen vieler tausend Papisten aufbewahrt, die kraft der königlichen Bullen expropriirt, erdroßelt, geviertheilt, ausgeweidet worden sind. Man erzählt, daß unter Cromwell sogar den Jagdhunden der Proselytismus, und gleichsam ein evangelischer Instinkt katholisches Fleisch zu erspähen, eingeflößt wurde, so daß diese reformsüchtigen Windspiele die Papisten wie das Wild auftrieben, und sie unter den Schuß der puritanischen Jäger brachten. Es will den Römlingen auch nicht gefallen, daß man den katholischen Irländern bis jetzt noch den Meister zeigt; sie sagen, es sei nicht

englisch sondern teuflisch, daß man ihnen auf ottomanische Weise den Nacken gebeugt hält, und sie mit Kavallerie und Bleikugeln zu überzeugen sucht, daß sie eine Religion und Clerisei besolden sollen, mit der sie nichts zu schaffen haben wollen ꝛc.

Doch wie wir schon bemerkt haben, das sind Kleinigkeiten und Mißverständnisse, die der reformirten Toleranz nichts an ihrem Werthe benehmen, um so mehr da es jederzeit strenge Gewissenspflicht für die Häupter der anglikanischen Staatskirche war, mit ihren katholischen Unterthanen auf diese Weise zu verfahren. Wer es nicht glauben will, dem sey hiemit gesagt, daß eine große Anzahl irländischer und englischer Staatsbischöfe conciliariter entschieden haben: „daß es für Könige die unverzeihlichste Sünde (ja vielleicht die achte Hauptsünde) sey, die Katholiken frei ihrer Ueberzeugung leben zu lassen", und nur unter dem feierlichen Versprechen diesen Greuel nie zu begehen, konnte Carl I. von dem Gottesmanne Usserius die Absolution über seine Sünden erhalten. Uebrigens hat Hans Knox mit der Bibel in der Hand, so klar als zwei mal zwei vier ist, bewiesen, daß die Katholiken nichts mehr seyen, als faule, dürre Hysopenstengel, die zu nichts besser zu brauchen als zur Einheizung des höllischen Kaminfeuers. Nun aber ist diese schottische Glaubenstradition so wohlbehalten bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt worden, daß erst vor Kurzem in einer hocherleuchteten Versammlung der schottländischen Kirchenmänner in Edinburg, der Wohlehrwürdige Pastor Cuningham dieselbe wieder auf's neue bestätigte und am Ende einer merkwürdigen Rede in evangelischer Begeisterung ausrief: „Meine Brüder, die Lehren des Papismus sind sammt und sonders eine Erfindung des Teufels und seiner Großmutter, und die unversiegbare Quelle aller Uebel, die über ein Volk kommen können. Auch werden wir nie aufhören euch zuzurufen: Man muß dem römischen Wesen den Garaus machen; auch wir werden nicht schweigen, nicht den Kopf ruhig legen, bis die letzten Ueberreste dieser fatalen Kirche von dem Boden Großbritanniens ausgetilgt seyn werden." — Diese edlen Gesinnungen sind, wie billig mit einem donnerndem Applaus von der ganzen königlich-

kirchlichen Synode aufgenommen worden. Nicht geringern Ruhm erwarb sich in der nämlichen Versammlung Mortimer O'Sullivan, ein anderer schottischer Kirchendiener. Dieser bewies siegreich, daß die Katholiken Irlands die constituirte Staatskirche nicht der Intolleranz zu beschuldigen haben, deswegen, daß man sie schon so lang als Negersclaven, Tanzbäre oder Paviane angesehen und behandelt hat. „Denn, spricht der hocherleuchtete Mann, an allem Unheil, welches je über Irland gekommen oder das zur Stunde noch auf demselben lastet, ist Niemand anders Schuld als der leidige Papismus!...“ Sehet da, den Schlüssel zum ganzen Geheimniß!... Nämlich; wäret ihr Irländer nicht katholisch, so würde man euch wie andere Menschen auch frei athmen lassen. Wäre der Papismus nie über Irland gekommen, so würde allen geologischen Muthmaßungen zufolge, dieses Ländchen nie vom festen Lande getrennt worden seyn; hätte es nie einen Papst gegeben, so wäre Irland vermuthlich fruchtbarer, oder wenigstens nicht mit so vielen Nebeln verhüllt, nicht von so rauhen Küsten umgeben. Wäre Irland nie unter dem Papste gestanden, so wären in demselben nie Klöster gewesen; wo aber keine Klöster und Abteien, auch keine geistlichen Stiftungen; wo keine Stiftungen, kein kirchliches Grundeigenthum; wo kein Grundeigenthum, keine so große Zehnten: ihr seht also wer Schuld daran ist, wenn die katholischen Irländer erdrückende Zehnten zahlen müssen, der Papismus! wie Mortimer O'Sullivan es bewiesen hat. — Viele andere Menschen und manche Länder sprechen immer noch viel von Toleranz, weil sie dieselbe für sich brauchen.

Kirchliche Nachrichten.

Irland. Zu Rosslea ist im vorigen Jahre eine neue katholische Kirche gebaut worden, wozu selbst Protestanten beigetragen. Dr. Kernan, Bischof von Clogher und Dr. Browne, Bischof von Kilmore, haben dieselbe im Spätherbste consecrirt, und der berühmte irländische Redner Thomas Maguire, hat bei dieser Feierlichkeit die Predigt gehalten.

— Der Bericht der Commission, welche zur Berathung eines Armengesetzes für Irland niedergesetzt war, betrifft unter Anderm auch das dortige furchtbare Elend armer Wittwen mit Kindern. Ein Geistlicher zu Templetrine in der Grafschaft Cork sagte aus: «Auf dem Hofe lagen Kohlstengel, welche aus der Küche weggeworfen worden waren. Die Schweine und das Federvieh hatten daran genagt, und sie schon fast ganz abgefressen. Aber ich sah 6 oder 7 arme Frauen, welche sich mit dem Gesicht gegen die Mauer wendeten, und die Kohlstrünke aßen, welche die Schweine übrig gelassen hatten.» In dem Kirchspiele Liscarrol in der Grafschaft Cork wurde ein kleines Cholera-Hospital angelegt, und einige Kranke darin aufgenommen. Drei oder vier Wittwen, durch Kälte und Hunger zur Verzweiflung getrieben, gaben sich für erkrankt aus, um in dieses Hospital, in welchem jene todtbringende Krankheit herrschte, aufgenommen zu werden, und mußten, als nach einem Aufenthalte von drei bis vier Wochen der Betrug entdeckt war, mit Gewalt hinausgetrieben werden. Eine Wittwe erklärte: «Ich habe fünf Kinder, das älteste ist 7 Jahre alt. Ich schlafe auf der Erde, welche fast immer feucht ist, und habe oft kaum Stroh um darauf zu liegen. Ich habe nur eine einzige Decke, um meine ganze Familie zuzudecken, und die habe ich schon 8 Jahre. Meine Kinder sind fast ganz nakt. Ein Herr zahlte die Grafschaftsteuer für mich, als man meine Decke mir dafür abnehmen wollte. Meine Kartoffelernte war dieses Jahr schlecht. Ich bin in meiner Hütte geblieben, so lange ich konnte, aber für den Winter habe ich nun keine andere Aussicht, als mit meinen Kindern in die Welt zu gehen; und die sind noch so jung, daß ich drei derselben tragen muß.» Es geht aus dem Berichte ferner hervor, daß manche Arme buchstäblich aus völligem Mangel an Nahrung gestorben sind, der Fälle, wo der Tod allmählig durch Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse herbeigeführt wurde, nicht zu gedenken. (Globe.)

England. Ehe Hr. O'Connell Birmingham verließ, erhielt er die Einladung zu einem Frühstück, wobei eine Collecte zu Gun-

sten der aus freiwilligen Beiträgen erhaltenen St. Petri-Schulen veranstaltet wurde. Der Vorsitzende nahm das Wort, wie folgt: „Erlauben Sie mir, meine Herren! Ihnen die Gesundheit eines hochgestellten Mannes (personage) vorzuschlagen, mit dem wir weder durch die Bande der Hochachtung und Liebe, noch durch die des Gehorsams verbunden sind. Ich meine den Papst. (Zeichen des Erstaunens.) Ich bemerke Ihnen, daß wir hier versammelt sind, um die zum Unterricht der römisch-katholischen Kinder bestimmten Schulen zu unterstützen, und daß diese Schulen unter den Schutz St. Peters gestellt sind. Hiernach scheint mir der in Frage stehende Toast ganz schicklich, und wir können ihn ausbringen, ohne unsere Pflichten als gute Protestanten zu verletzen. Also die Gesundheit Sr. Heiligkeit des Papstes! „Diese Erklärungen wurden mit Beifall aufgenommen und der in Alt-England seit länger als zwei Jahrhunderten unerhörte Toast getrunken. Hr. O'Connell erhob sich hierauf, um die Fortschritte der sittlichen und materiellen Verbesserung Irlands auseinanderzusetzen.

— „Eine bemerkenswerthe Ausnahme in der bigotten Hochkirche macht der Bischof von Norwich, welcher mit einer Katholikin verheirathet ist, und ihren Beichtvater in seinem Hause wohnen läßt." Wenn dieses in Zeitungen angerühmte Factum wahr ist, so ist dieses auf der einen Seite allerdings ein Zeichen von einer bisher in der Hochkirche nicht üblichen Duldung der religiösen Ueberzeugung und Gewissensfreiheit Anderer; auf der andern Seite aber muß es auch als Beweis eines stets unheilvollern Indifferentismus angesehen werden. Eine solche Kirche ist dem Untergange näher als Manche meinen mögen.

Rußland. Charakteristisch ist für das Schisma der Russen nur demjenigen die Erscheinung, daß der Protestantismus dort alle Förderung findet, in dem Maße als die katholische Kirche verdrängt wird, welcher nicht weiß, daß das Schisma sich, wenn es nicht als solches sich aufhebt, in die Häresie nothwendig überschlägt. In diesem Sinne wird auch zu würdigen seyn, wenn das Rigaer Provincialblatt sagt: „Es haben in frühern Zeiten

die Jesuiten von Dünaburg aus die ganze Umgegend, und auch auf der kurländischen Seite den ganzen Illuxtschen Kreis zum Katholicismus bekehrt. Jetzt ist in ihrem ehemaligen Kloster zu Dünaburg der erste lutherische Prediger eingeführt worden."

Polen. Vor einiger Zeit hat das *Univers*, ein pariser Tageblatt, zwei Actenstücke bekannt gemacht, welche ihm von polnischen Flüchtlingen zugesandt worden. Der Oberhirt, an den der General Golowin sein Schreiben richtet, ist Hr. Joh. Marcellus Gutkowski, geboren in der Diöcese Plosk am 27. Mai 1766, und am 3. Juli 1826 zum Bischof von Podlachien geweiht. Er residirt zu Janow und hat einen Weihbischof, Franz Lekinski, Bischof von Eleutheropolis in part.

Der General Golowin, General-Director der Commission des öffentlichen Unterrichts und des Cultus, an den hochwürdigsten Gutkowski, Bischof von Podlachien.

Hochwürdigster Herr Bischof!

Ich vernehme bei meiner Rückkehr von Warschau, daß Sie, bei Gelegenheit des von der Commission vorgeschriebenen und vom 30. Januar datirten Reglements, welches den römisch-katholischen Kirchenbehörden alle religiösen Ceremonien zu Gunsten der Personen, die den griechisch-russischen Gottesdienst befolgen, verbietet, indem dieser Cultus seine eigenen Geistlichen habe, in der Diöcese Podlachien unterm 14. März ein Pastoral-Schreiben haben ergehen lassen, dessen Abschrift hier beiliegt. Dieser Hirten-Brief enthält zwar Empfehlungen des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit; aber dabei auch unpassende Ausdrücke gegen dieselbe Obrigkeit, und ist der Ehrerbietigkeit, die dem im Reiche herrschenden Gottesdienste gebührt, ganz zuwider. Ueberdieß haben Sie, ohne Zusammenhang mit dem eben berührten Gegenstande, Ihr früheres gegen den ausdrücklichen Befehl der Regierung gegebenes Verbot erneuert, die zwischen Personen von verschiedener Religion eingegangenen Ehen einzusegnen.

Ich kann Ihnen nicht verhehlen, hochwürdigster Herr Bischof, daß diese Nachricht ein schmerzliches Gefühl in mir erregt,

sten der aus freiwilligen Beiträgen erhaltenen St. Petri-Schulen veranstaltet wurde. Der Vorsitzende nahm das Wort, wie folgt: „Erlauben Sie mir, meine Herren! Ihnen die Gesundheit eines hochgestellten Mannes (personage) vorzuschlagen, mit dem wir weder durch die Bande der Hochachtung und Liebe, noch durch die des Gehorsams verbunden sind. Ich meine den Papst. (Zeichen des Erstaunens.) Ich bemerke Ihnen, daß wir hier versammelt sind, um die zum Unterricht der römisch-katholischen Kinder bestimmten Schulen zu unterstützen, und daß diese Schulen unter den Schuß St. Peters gestellt sind. Hiernach scheint mir der in Frage stehende Toast ganz schicklich, und wir können ihn ausbringen, ohne unsere Pflichten als gute Protestanten zu verletzen. Also die Gesundheit Sr. Heiligkeit des Papstes! „Diese Erklärungen wurden mit Beifall aufgenommen und der in Alt-England seit länger als zwei Jahrhunderten unerhörte Toast getrunken. Hr. O'Connell erhob sich hierauf, um die Fortschritte der sittlichen und materiellen Verbesserung Irlands auseinanderzusetzen.

— „Eine bemerkenswerthe Ausnahme in der bigotten Hochkirche macht der Bischof von Norwich, welcher mit einer Katholikin verheirathet ist, und ihren Beichtvater in seinem Hause wohnen läßt." Wenn dieses in Zeitungen angerühmte Factum wahr ist, so ist dieses auf der einen Seite allerdings ein Zeichen von einer bisher in der Hochkirche nicht üblichen Duldung der religiösen Ueberzeugung und Gewissensfreiheit Anderer; auf der andern Seite aber muß es auch als Beweis eines stets unheilvollern Indifferentismus angesehen werden. Eine solche Kirche ist dem Untergange näher als Manche meinen mögen.

Rußland. Charakteristisch ist für das Schisma der Russen nur demjenigen die Erscheinung, daß der Protestantismus dort alle Förderung findet, in dem Maße als die katholische Kirche verdrängt wird, welcher nicht weiß, daß das Schisma sich, wenn es nicht als solches sich aufhebt, in die Häresie nothwendig überschlägt. In diesem Sinne wird auch zu würdigen seyn, wenn das Rigaer Provincialblatt sagt: „Es haben in frühern Zeiten

die Jesuiten von Dünaburg aus die ganze Umgegend, und auch auf der kurländischen Seite den ganzen Illuxtschen Kreis zum Katholicismus bekehrt. Jetzt ist in ihrem ehemaligen Kloster zu Dünaburg der erste lutherische Prediger eingeführt worden."

Polen. Vor einiger Zeit hat das *Univers*, ein pariser Tageblatt, zwei Actenstücke bekannt gemacht, welche ihm von polnischen Flüchtlingen zugesandt worden. Der Oberhirt, an den der General Golowin sein Schreiben richtet, ist Hr. Joh. Marcellus Gutkowski, geboren in der Diöcese Plosk am 27. Mai 1766, und am 3. Juli 1826 zum Bischof von Podlachien geweiht. Er residirt zu Janow und hat einen Weihbischof, Franz Lekinski, Bischof von Eleutheropolis in part.

Der General Golowin, General-Director der Commission des öffentlichen Unterrichts und des Cultus, an den hochwürdigsten Gutkowski, Bischof von Podlachien.

Hochwürdigster Herr Bischof!

Ich vernehme bei meiner Rückkehr von Warschau, daß Sie, bei Gelegenheit des von der Commission vorgeschriebenen und vom 30. Januar datirten Reglements, welches den römisch-katholischen Kirchenbehörden alle religiösen Ceremonien zu Gunsten der Personen, die den griechisch-russischen Gottesdienst befolgen, verbietet, indem dieser Cultus seine eigenen Geistlichen habe, in der Diöcese Podlachien unterm 14. März ein Pastoral-Schreiben haben ergehen lassen, dessen Abschrift hier beiliegt. Dieser Hirten-Brief enthält zwar Empfehlungen des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit; aber dabei auch unpassende Ausdrücke gegen dieselbe Obrigkeit, und ist der Ehrerbietigkeit, die dem im Reiche herrschenden Gottesdienste gebührt, ganz zuwider. Ueberdieß haben Sie, ohne Zusammenhang mit dem eben berührten Gegenstande, Ihr früheres gegen den ausdrücklichen Befehl der Regierung gegebenes Verbot erneuert, die zwischen Personen von verschiedener Religion eingegangenen Ehen einzusegnen.

Ich kann Ihnen nicht verhehlen, hochwürdigster Herr Bischof, daß diese Nachricht ein schmerzliches Gefühl in mir erregt,

und gebe mir die Ehre, Sie zu bitten, mir sobald möglich zu wissen zu thun, ob denn ein solches Schreiben wirklich von Ihnen erlassen worden, ob es in der Diöcese Podlachien circulirt habe, und aus welcher Absicht in demselben folgende Stelle aus dem heil. Chrysostomus angeführt werde: „Wenn ihr sagen höret: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; so wendet diesen Grundsatz nur an auf das, was weder der Frömmigkeit noch der Religion zuwider ist; denn alles, was dem Glauben und der Tugend widerstrebt, soll nicht als Tribut des Kaisers, sondern als Tribut des Satans angesehen werden."

Es ist meine Pflicht, hochwürdigster Hr. Bischof, daß, wenn Dinge dieser Art stattgehabt haben sollten, die Regierung sie ansehen würde als unzweideutige Beweise, eines ihren Verfügungen feindlichen Betragens, während sie doch der Hoffnung lebte, die öffentliche Wohlfahrt, so wie reife Ueberlegung würden Sie bewogen haben, alle möglichen Versöhnungs-Mittel anzuwenden, um die bisher bestandenen Mißverhältnisse für immer zu heben. In einer so traurigen Lage würde die Regierung gegen ihren Willen sich genöthigt sehen, strengere Maßregeln zu ergreifen, um für die Zukunft die Veröffentlichung solcher Hirtenbriefe in der Diöcese Podlachien zu verhindern. Ich hoffe, Sie werden meine deßfallsigen Befürchtungen zerstreuen, und habe die Ehre zu seyn, hochwürdigster Herr Bischof, mit Ehrfurcht ihr gehorsamster

Warschau, den 10. Juni 18[illegible]. unterzeichnet:

Golowin.

Der Bischof von Podlachien an General Golowin.

Herr General und Director!

Ich gebe mir die Ehre, Ihre beiden Zuschriften vom 15. März und 10. Juni dieses Jahres zu beantworten. Sie werden mir erlauben, daß ich den Anfang mache mit dem Ausdrucke meiner größten Verwunderung, daß bis auf den heutigen Tag in der Regierungs-Commission nicht ein einziger Beamter sich gefunden, der, sowohl meine Antwort in Betreff des Buches: „Eintracht und Zwietracht," als mein Gesuch um Amtsentsetzung des Priesters Nawoki, wie auch mein Verbot, die

Ehen zwischen Personen verschiedener Culte einzusegnen, und eine Menge anderer Dinge, die der Commission seit etwa fünf Jahren geschickt worden, mit Aufmerksamkeit und Sachkenntniß zu prüfen im Stande gewesen wäre. Mich wundert, sage ich, daß Niemand sich gefunden, der, Ihnen Herr General, hätte Aufschluß geben können über den Inhalt dieser Actenstücke, wie auch über die Citate und die Darstellungen der kirchlichen Privilegien und Gesetze, die in denselben namhaft gemacht werden. Ohne diese genaue Kenntnißnahme dessen, was vorgegangen ist, sehe ich nicht, welche Ursache Sie haben können mir zu schreiben, Herr General, und auf eine so empfindliche Weise Antwort von mir zu begehren.

In Betreff der eben berührten Gegenstände, habe ich keine andere Antwort zu geben, als der Regierung (mit Berufung auf das in meinen Schriften eben Angeführte) amtlich zu erklären, daß Fragen dieser Art nicht in den Bereich der weltlichen Obrigkeit gehören, daß die deßfallsige Verhaltungsweise eines römisch-katholischen Bischofs der gedachten Obrigkeit in nichts unterliege; daß folglich nicht der Bischof sich empöre, wohl aber die Regierung, welche den Privilegien, den Verfügungen und der Unabhängigkeit der Kirche, die allein von dem Erlöser der Welt das Vorrecht erhalten auf der Erde unabhängig zu seyn, offenbar zuwiderhandle. Die Regierung wird vergebens vorwenden: ihre Verordnungen seyen in anderen Bisthümern des Kaiserreiches befolgt; denn wären die Hirten dieser Bisthümer eben so zahlreich wie jene des alten und getreuen Polens, so bliebe dieß immerhin nur ein Fluß neben einem endlosen Meere, im Vergleich mit der allgemeinen römischen Kirche, deren Satzungen ich das Glück habe, getreu unterworfen zu seyn.

Der Hirtenbrief vom 14. März, worüber Sie, Herr General, in Ihrer Depesche vom 22. Juni Klage führen, ist in lateinischer Sprache erschienen. Was Sie mir also zuschicken, ist keine Abschrift davon, sondern eine Uebersetzung. Erlauben Sie mir, Herr General, daß ich jene Stelle bestreite, durch welche Sie zu verstehen geben, als hätte ich in mein Pastoral-Schrei-

ben Citate und Instinuationen einfließen lassen, die der weltlichen Obrigkeit und dem griechisch-russischen Cultus entgegen wären. Ich habe weiter nichts als die durch Gottes und der Kirche Gesetze vorgeschriebenen Gränzlinien, welche die Obrigkeit nicht überschreiten darf, bezeichnet. «Mische dich nicht, o Kaiser, sprachen die Bischöfe zu dem Kaiser Constantin, wie der heil. Athanasius berichtet, mische dich nicht in Kirchen-Angelegenheiten, und gieb uns in dieser Beziehung keine Befehle, sondern lerne von uns, was du hierin zu thun hast. Dir hat Gott das Reich, uns aber hat er seine Kirche anvertraut. Wer sich gegen deine Macht empört, empört sich gegen Gott. So auch hüte dich, in geistliche Dinge dich zu mischen, damit du nicht in eine schwere Sünde fallest. Es stehet geschrieben: Gebet dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist.»

Was den griechisch-russischen Gottesdienst betrifft, so nehmen Sie nicht ungütig auf, Herr General, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich nirgends, nicht einmal in der Uebersetzung, die Sie mir zuschicken, ein einziges Wort finde, das Ihre Klage könnte rechtfertigen. Die aus dem heil. Chrysostomus angeführte Stelle hat keinen andern Zweck als den des Papstes Gregorius XVI., der gegenwärtig unsre Kirche regiert, da er den 9. Juni 1832 an die polnischen Bischöfe ein Rundschreiben ergehen lassen, welches auf Befehl der Regierung in die öffentlichen Blätter jener Zeit aufgenommen worden. In demselben werden folgende Worte gelesen: «Es ist nicht erlaubt, der Obrigkeit ungehorsam zu seyn, es sey denn, sie befehle etwas, das dem Gebote Gottes oder der Kirche zuwider wäre.» Also gehorsamen in diesem Falle, hieße nicht der Obrigkeit huldigen, sondern dem Satan Tribut abstatten. Ich wiederhole endlich, daß, wenn man Ihnen von allen Erlassen, in welchen ich diese verschiedenen Fragen nach einander entwickelt habe und die der Regierungs-Commission sind zugeschickt worden, Bericht erstattet hätte; so würden Sie, Herr General, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß mein bischöfliches Betragen, sowohl das frühere als das wirkliche, nicht im geringsten jene Ungnade verdiente, die mich dermalen trifft und womit

ich noch ferner bedroht bin. Da indessen alle Widerwärtigkeiten, die mir von Seiten der Regierung zustoßen mögen, von mir schon längst vorhergesehen worden, so können mich dieselben in keiner Weise schrecken; vielmehr hoffe ich aller Arten Verfolgung mit Ergebung in den Willen Gottes zu erdulden, eher als den Pflichten, die mir als Hirten auferlegt sind, treulos zu werden, und von dem Wege abzuweichen, den mir meine Religion und mein Gewissen vorschreibt. Ich habe die Ehre zu seyn, Herr General, mit der größten Hochachtung, bereit Ihnen zu dienen,

Den 28. Juni 1835. Gutkowski,
Bischof von Podlachien.

Spanien. Die frevelhafteste Gewaltthätigkeit verübt in diesem unglücklichen Lande durch einen gefühllosen, jüdischen Glücksritter, welcher zur höchsten Gewalt durch die Börsespeculation erhoben worden, ungescheut die schreiendsten Ungerechtigkeiten. Madrid hat am 18. Januar hievon ein eclatantes Beispiel erlebt. Um Mitternacht sind kraft eines Regierungsbeschlusses die vornehmsten Klöster der Hauptstadt geschlossen worden. Haufen von Nationalgarden standen an den Eingängen, und nach einiger Zeit wurden die friedlichen Bewohner in der Kleidung der Weltgeistlichen aus ihren Zufluchtsstätten herausgerissen, und einem unsichern Schicksale preisgegeben. Dieses Loos traf 37 Mönchsklöster in der Hauptstadt und auch den Nonnenklöstern wird unter bitterm Hohne von den liberalen Blättern eine gleiche Behandlung angedrohet. Als des Morgens die Christen aus der Stadt nach gewohnter Weise die Klosterkirchen besuchen wollten, um der Andacht ihre ersten Augenblicke zu weihen, fanden sie dieselben verschlossen, und mußten bald sehen, wie eben diese Kirchen entheiligt, die Altäre herausgerissen, die Heiligthümer verunehrt und so das Theuerste frevelhaft vor ihren Augen zerstört wurde. Die Gottesschänder finden natürlich für Sold einen Haufen versunkenen Pöbels, der ihnen in Allem zu Dienste ist, bis die große Stunde der Vergeltung kömmt, wo dem großen Weltenrichter keine Ungerechtigkeit entgehen wird. — Es ist aber zweckdienlich,

dieſe Maßregeln der Freiheit, der Induſtrie und der Volksbeglückung aufzuzeichnen, um dereinſt auf ihre Folgen hinzuweiſen.

Portugal. In achtzehn der vornehmſten Abteien Portugals wurden 349,806 gedruckte Bücher und mehrere tauſend ſeltene Manuſcripte gefunden.

— Der jetzige Finanzminiſter, Campos, ein Jude ſoll beabſichtigen, die unter dem Könige Johann III. aus Portugal vertriebenen Juden, in Gibraltar, Marokko und andern Orten zurückzurufen, und ihnen die Erbauung von Synagogen und überhaupt die öffentliche Ausübung ihres Cultus zu geſtatten. Durch dieſe Maßregel will er der Induſtrie und dem Geldbedürfniſſe abhelfen. — Wenn es keine höhere Intereſſen mehr giebt als Geld und wieder Geld, dann werden die Juden allein oder doch vor Allem, ſelbſt vor der Erhaltung einer chriſtlichen Nation, um die es ſich früher vorzüglich handelte, alle Berückſichtigung verdienen. Die Stifter der ſo verrufenen Inquiſition hatten andere und höhere Intereſſen im Auge.

Rom. *Decretum.* Apostolicis litteris datis die 26. Septembris anno superiori a SANCTISSIMO D. N. GREGORIO divina providentia PP. XVI. præter primam et secundam partem *Introductionis in Theologiam Christiano-Catholicam* a Georgeo Hermes conscriptæ, aliud ipsius Hermesii opus, cui titulus „*Dogmatica Christiano-Catholica*“ damnatum fuit. Universum hoc opus *Dogmaticae Christiano-Chatholicae*, quod ad eam usque diem per Doctorem J. H. Achterfeldt post Hermesii obitum pervulgatum fuerat, examinandum diligentissime, adscitis etiam Theologis Germanicæ linguæ peritissimis, apprime curaverat eadem SANCTITAS SUA, antequam in Congregatione Eminentissimorum S. R. E. Cardinalium in tota Republica Christiana Generalium Inquisitorum coram Se habita damnandum illud decerneret, prout memoratis Apostolicis litteris Ecclesiæ universæ

denunciatum est. Cum vero in exscribendo titulo illius operis *Dogmaticae Christiano-Catholicae* una cum Prima parte recensitæ non fuerint Secunda et Tertia, eodem titulo, iisdem typis, et eodem anno editæ, licet et ipsæ in examen deductæ fuissent, uti facto constat ex doctrinarum in iisdem traditarum mentione, quæ in Apostolicis litteris facta perlegitur: idcirco idem SANCTISSIMUS DOMINUS NOSTER ad dubium quodlibet præcidendum de damnatione integri operis eo tempore editi, atque ea, qua par est, judicii maturitate rite expensi, mandavit, hoc decreto speciatim declarari, edici, et denunciari, memoratis Apostolicis litteris diei 26. Septembris anno 1835 damnatum, ac reprobatum fuisse, atque in Indicem librorum prohibitorum esse referendum integrum opus, cujus titulus Germanice *Christkatholische Dogmatik, von Georg Hermes, Doctor der Theologie und Philosophie, Professor der Theologie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, und Domcapitular der Metropolitankirche zu Cöln, nach dessen Tode herausgegeben von Dr. J. H. Achterfeldt: ordentl. Professor der Theologie an der Universität, und Inspector des Katholisch-Theologischen Convictoriums zu Bonn. Erster Theil. Münster, in der Coppenrathschen Buch- und Kunsthandlung. 1834.*

Item iisdem titulo, typis, et anno *„Zweiter Theil.“*

Item iisdem titulo, typis, et anno *„Dritter Theil. Erste Abtheilung.“*

Latine autem: *Dogmatica Christiano-Catholica auctore Georgeo Hermes, Theologiae et Philosophiae Doctore in Rhenana Friderico-Wilhelmina Academia Bonnensi Theologiae Professore, et Capitulari Ecclesiae Metropolitanae Coloniensis, post ejus mortem edita a Doct. J. H. Achterfeld in Academia Theologiae Professore Ordinario, ac Catholici Convictorii Theologici Bonnensis Inspectore. Pars prima. Monasterii ex Biblio atque Inconopolio Coppenrath. 1834.*

Item iisdem titulo, typis, et anno „*Pars secunda.*“

Item iisdem titulo, typis, et anno „*Pars tertia, Sectio prima.*“

Hoc porro decretum idem SANCTISSIMUS DOMINUS NOSTER in acta Sacræ Congregationis Indicis referri, et typis edi, ac ut moris est promulgari jussit. Romæ die septima Januarii MDCCCXXXVI.

J. CARD. JUSTINIANIUS PRÆFECTUS.

Fr. Thomas Antoninus Degola Ord. Præd. Sacr. Congr. Indicis Secretarius.

Loco † Sigilli

Die 14 Januarii 1836 supradictum Decretum affixum et publicatum fuit ad S. Mariae super Minervam, ad Basilicae Principis Apostolorum, Palatii S. Officii, Curiae Innocentianae valvas, et in aliis locis solitis Urbis per me Aloysium Pitorri Apost. Curs.

Joseph Cherubini Mag. Curs.

Frankreich. In dem dieses Jahr der Kammer vorgelegten Budget beträgt das des Cultus 134,000 Fr. mehr als im Jahr 1835. Von diesem Mehrbetrag sind 100,000 Fr. für Pensionirung bejahrter Pfarrer bestimmt, deren Lebensunterhalt bisher von dem ohnehin geringen Gehalte ihrer Seelsorgsposten ermittelt werden mußte; die übrigen 34,000 Fr. sind für den protestantischen Cultus bestimmt.

Holland. Im Januar l. J. ist der ehemalige Prediger Scholte mit mehreren Einwohnern von Loosdracht von dem Gerichtshofe zu Utrecht, ersterer zu 25 fl, letztere zu 8 fl Strafe verurtheilt worden, weil sie, nach ihrer Trennung von der reformirten Kirche besondere Zusammenkünfte gehalten haben. Es ist keine härtere Strafe gegen sie erkannt worden, weil sie bei ihren Zusammenkünften sich weder Unsittlichkeiten noch andere Unregelmäßigkeiten haben zu Schulden kommen lassen. — Welche protestantische Gewissensfreiheit, wenn die Leute nur frei sind,

mentes derselben, des Vertrauens: das Vertrauen auf den Beistand Gottes zur Erlangung der Seligkeit wurde zu einem Act des Glaubens gemacht, und gefordert: wir sollten uns mit der Gewißheit des Glaubens von unserer persönlichen Auserwählung überzeugt halten, und diese unerschütterliche Ueberzeugung sey die Bedingung unserer Seligkeit. Zur Gründung dieser ganz verkehrten Meinung wurde die willkührliche Interpretation einiger Schriftstellen angewendet, und das mehrsinnige Wort fides, welches die Schrift öfters statt fiducia braucht, unbedenklich in der Bedeutung des Glaubens verstanden, und der actus fiduciæ in einen actus fidei verwandelt; da doch fides nicht blos Glaube, sondern auch Treue, Redlichkeit u. s. w. bedeutet. (Siehe die folg. Anmerk.) Den Irrthum dieser Behauptung einzusehn, ist nothwendig zu bemerken, daß der Glaube ein Act des Erkenntnißvermögens, das Vertrauen aber ein Act des Willens ist; der Gegenstand des Glaubens ist das Wahre, der Gegenstand der Hoffnung ist das Gute, daher kommt es, daß der Glaube, als ein Dafürhalten, sowohl über Gutes als Böses, sowohl über Vergangenes als Zukünftiges sich verbreitet; während die Hoffnung beschränkt ist auf das Gute allein, und zwar als ein künftiges und mögliches. Man kann daher die Hoffnung verlieren, ohne in Häresie zu verfallen; man kann die Seligkeit als einen wirklichen und verhandenen Zustand glauben, auch sie für Viele als möglich betrachten, indeß man an der eigenen verzweifelt. Wäre das Vertrauen, selig zu werden, ein Act des Glaubens, so müßte es als ein individueller Glaubensartikel sich etwa in den Worten aussprechen: Ich werde unfehlbar selig, oder ich bin prädestinirt. Dieß Urtheil aber, wenn es so absolut mit der Sicherheit eines Glaubensartikels ausgesprochen wird, ist dem Glauben, der uns lehrt, daß nicht Alle selig werden, und wir deßhalb unsere Seligkeit mit Furcht wirken müssen, entgegengesetzt und häretisch. Niemand kann ohne specielle Offenbarung von seiner Seligkeit gewiß seyn; tritt aber eine specielle Offenbarung ein, so geht allerdings die Hoffnung in den Glauben über, nämlich in das Fürwahrhalten eines göttlichen Wortes (nach Suarez).

Anmerk. 2. Von den verschiedenen Bedeutungen des Wortes fides, sollen hier nur zwei als die vorwaltenden ausgehoben werden, um nachzuweisen, daß fides nicht blos ein Fürwahrhalten, eine Art des Denkens, sondern auch eine Bewegung des Willens als moralische Tugend bezeichne. Erstens bedeutet fides sehr oft Treue und Redlichkeit, und in diesem Sinne sagt Cic. (offic.): Fides est dictorum et conventorum constantia et veritas; also Treue und Beharrlichkeit in Haltung des gegebenen Wortes. Ebenso wird im Deutschen Glaube gebraucht; ein Mann von Treu und Glauben sagt man; weil die Treue die Bedingung des Glaubens ist. Diesen Doppelsinn des Wortes fides unterscheidet Augustin sehr genau: Fides una est, qua fideliter promittimus alteri (Treue); alia, qua credimus dicenti (eigentlicher Glaube) — de spir. et lit. 30. Quæ revelat arcana fidem perdit, heißt es Eccles. 27; aber nicht seinen Glauben verliert ein solcher, sondern jene Tugend des Gemüthes, jene Treue, die den Glauben (fidem humanam) von Seiten Anderer begründet. Numquid incredulitas eorum fidem Dei evacuavit (Rom. 4.): Der menschliche Unglaube vernichtet nicht die Liebe und Treue Gottes, und weil Wahrhaftigkeit eine Folge der Treue ist, setzt Paulus hinzu: est enim Deus verax. Habentes damnationem, quia primam fidem irritam fecerunt. (1. Tim. 5.) sie hielten nicht ihr gegebenes Wort. Von dieser Bedeutung der fides stammen fidelis et fidelitas, als moralische Tugenden des Willens. Zweitens bezeichnet aber auch fides die Hoffnung, oder eigentlicher das eine Element der Hoffnung, das Vertrauen, das der Hoffnung ihre Haltung und Stärke giebt. Weil aber das Vertrauen in dem Glauben seinen Grund hat; das menschliche Vertrauen in menschlicher Glaubhaftigkeit, das göttliche Vertrauen in göttlicher Wahrhaftigkeit; so wird es begreiflich sowohl warum fides auch als Vertrauen genommen werden kann, als warum die Reformers mit einem Scheine von Wahrheit den Act der Hoffnung in einen Act des Glaubens umsetzten. Einige Bemerkungen über hieher einschlagende Stellen werden dieß deutlicher

machen. Si habueritis fidem sicut granum sinapis etc. (Luc. 17.) Wenn vom Glauben im eigentlichen Sinne hier die Rede wäre, so müßte jeder Gläubige ein Wunderthäter seyn, das nicht der Fall ist; fides bedeutet aber hier ein besonderes Vertrauen, das allerdings im Glauben seine Wurzel hat, ohne welches aber der Glaube ganz vollkommen bestehen kann, weil dieß Vertrauen ein Wunder zum Gegenstand hat, und keine nothwendige Folge des Glaubens ist. Da Petrus auf dem Meere ging, erhob sich ein starker Wind und in Petrus sich die Furcht: Cum vidisset Petrus ventum validum, timuit. (Matth. 14.) Die Furcht ist das Gegentheil, die Negation des Vertrauens, und dieß verlor Petrus. Modicæ fidei, quare dubitasti? ruft ihm der Herr zu, nicht weil er den Glauben verlor, sondern das Vertrauen, als Folge und Wirkung des Glaubens. Von Abraham heißt es (Rom. 4): Non haesitavit diffidentia, sed confortatus est fide; Gegensatz der diffidentia ist aber nicht fides im eigentlichen Sinne, sondern fiducia; er hielt die Hoffnung aufrecht, als Folge des Glaubens. Quidquid orantes petitis, credite, quia accipietis, es ist aber kein Dogma, daß jedes Gebet erhört werde; sondern nur unter gewissen Bedingungen hat man die Hoffnung der Erhörung. Diese feinere Unterscheidung entging dem Reformator in seiner leidenschaftlichen Hitze, und so gerieth er in den Irrthum, die Seligkeit hinge von dem Glauben allein ab. Gegen diesen Irrthum erließ das Tridentinum den Canon: Si quis dixerit, *fidem* justificantem nihil aliud esse quam *fiduciam* divinæ misericordiæ peccata remittentis propter Christum, vel eam *fiduciam* solam esse, qua justificamur, anathema sit. (Sess. 6. can. 12.)

§. 7. Das Verhältniß der Hoffnung zur Liebe.

Es giebt Verhältnisse, in denen das Unvollkommene früher ist als das Vollkommene; in andern Fällen kehrt sich dieß Verhältniß um. Wo endliche Naturen in einem Entwickelungsprocesse begriffen sind, da sind wenigstens bis

auf eine gewisse Stufe hin die unvollkommnern Zustände früher als die vollkommnern. In so fern aber keine endliche Natur schlechthin unabhängig und in sich selbstständig ist, sondern unter höhern Einflüssen sich entwickelt, geht wenigstens in ihren Verhältnissen zu Gott das Vollkommnere voran; denn daß das Unvollkommene in andere und höhere Zustände übergeht, ist nicht bloß eine Folge der in ihr selbst liegenden Bedingungen, sondern resultirt aus den Einwirkungen der vollkommnen Natur Gottes. Dieß ist besonders bemerkbar in der Entstehung und Entwickelung der göttlichen Tugenden, die ganz unter den Einflüssen der Gnade stehen. Der Mensch, in seiner Abstraction von Gott betrachtet, lebt in und für sich selbst, die erste höhere übernatürliche Richtung giebt ihm der Glaube. Durch die im Glauben unter gewissen Bedingungen gegebnen großen Verheißungen eines ewigen Lebens, weckt die Gnade das Verlangen nach diesem Gute, und das Vertrauen dasselbe einst zu erlangen, mit einem Worte: die Hoffnung. Der Gläubige beginnt Gott zu lieben, aber noch immer mit vorwaltender Beziehung auf sich hin. Er hofft den höhern Zustand als *seine* Seligkeit, als den für ihn glücklichsten Zustand. Das Verlangen und die Liebe zu Gott, die in dieser Hoffnung zu Gott liegt, ist annoch eine unvollkommne Liebe; diese Hoffnung sucht zwar Gott, aber nicht blos Gottes wegen, und mehr mit Beziehung auf sich als auf Gott. Werden wir je länger je mehr inne, daß die verheißene Seligkeit ein unverdientes Gut, eine freie Gabe Gottes sey, so beginnt unter den Einflüssen der Gnade eine uneigennützigere Liebe allmählig die egoistische Richtung der ersten unvollkommenen Hoffnung zu verdrängen, und in dieser neuen Umwandlung durch die wahre Liebe, gewinnt auch die Hoffnung eine andere und vollkommenere Gestalt. Von nun an hat die Intention eine andere Wendung genommen, das Gemüth bezieht sich mehr auf Gott, als Gott auf sich. Die Hoffnung hat in diesem

neuen Zustande nicht aufgehört; sie ist zwar mehr in den Hintergrund getreten, aber eine durch Liebe vervollkommnete Hoffnung, als spes formata; so wie wir von viel vermögenden Freunden am meisten hoffen, ohne sie dieser Hoffnung wegen zu lieben. Wer Gott wahrhaft liebt, hegt ohne Zweifel die größten Hoffnungen; aber diese Hoffnungen sind nicht die Beweggründe der Liebe, sondern umgekehrt ist die Liebe der Grund der Hoffnung. Wir handeln nicht mehr um unserer Seligkeit willen, sondern richten unsere Handlungen unbedingt nach dem Willen Gottes, Ihm unser künftiges Wohl anvertrauend.

Anmerk. 1. Wenn Glaube und Hoffnung von der Liebe beseelt ihre wahre Vollendung erreicht haben, so bilden die drei göttlichen Tugenden eine Trias, in welcher die Hoffnung vom Glauben und von der Liebe ausgeht, daher sie auch als eine zusammengesetzte Tugend erscheint. Das Vertrauen nimmt die Hoffnung vom Glauben, denn der Glaube enthält zugleich ein Vertrauen in die Wahrhaftigkeit Gottes, darum ist die Hoffnung mittels des Vertrauens mit dem Glauben verbunden. Das Verlangen nimmt die Hoffnung von der Liebe, die zu gleicher Zeit das Vertrauen kräftigt, weil die Liebe die Furcht, die Verneinung des Vertrauens austreibt; und daher heißt es: Spes non confundit, quia caritas Dei diffusa est in cordibus nostris. (Rom. 5.) Der übertriebene Pietismus der Madame Guion behauptete eine Ultra-Liebe auf Kosten der Hoffnung. Sie forderte, man solle Gott lieben mit Verzichtleistung auf die Seligkeit, oder mit Darangeben der Hoffnung; eine Forderung, welche die Liebe auf den Wendepunkt des Hasses stellt; denn wenn Gott ein Wesen wäre, das, unerachtet der höchsten Aufopferung, womit ich Ihm diene, eine Ewigkeit hindurch mißhandeln würde, so ist der Gedanke an die bloße Möglichkeit eines solchen Verfahrens hinlänglich, Bitterkeit und Haß gegen die höchste Güte zu erregen. Daher lag in diesem Pietismus, unter dem Schein der höchsten Vollkommenheit, ein tiefes Gift verborgen.

Anmerk. 2. Eine Frage, welche die Vorzeit viel beschäftigt hat, und allerdings Berücksichtigung verdient, ist: ob die Hoffnung wirklich eine Tugend, und noch dazu eine übernatürliche sey? Ihre Erörterung ist um so wichtiger, weil sie in das Verhältniß der Hoffnung zur Liebe tiefer eingeht. Von Natur, ward bemerkt, ist jedem Wesen der Trieb eingepflanzt, glücklich zu werden und zwar auf die höchst möglichste und dauerhafteste Weise; da nun die Hoffnung zu diesem Verlangen nur das Vertrauen hinzufügt, es befriedigt zu sehen, so scheint die Hoffnung im Gebiet der Natur zu liegen, und nur die allgemeine Form der Eigenliebe zu seyn. Daß die Hoffnung auf Gott sich bezieht, und von Ihm die ersehnte Glückseligkeit erwarte, giebt ihr zwar einen Anstrich des Uebernatürlichen, da aber dennoch das Subjekt sich selbst zum Endzweck macht, so bleibt immer die erschaffene Natur das Objekt der Hoffnung, und diese ein reines Erzeugniß der Natur, denn wen beseelt nicht die Hoffnung? Es ist wohl klar, daß, wenn das hoffende Subjekt sich selbst und die eigene Glückseligkeit zum Endzweck machte, wie es bei der Eigenliebe der Fall ist, so wäre die Hoffnung keine Tugend viel weniger eine übernatürliche. Damit die Hoffnung wahrhaft den Namen einer göttlichen Tugend verdiene, muß sie mehr oder weniger von der göttlichen Liebe gebildet und beseelt seyn (spes formata). Gott muß der Endzweck des Verlangens und Strebens seyn, das Subjekt muß sich wahrhaft auf Gott beziehn, um eine Vereinigung mit der höchsten Güte zu erzielen. Aus dieser Verbindung aber geht zugleich eine Vervollkommnung in dem eigenen Zustande des Erschaffnen hervor, und diese Vollkommenheit ist das Objekt der Hoffnung, aber nicht als Endzweck sondern als Folge; daher geht die Hoffnung als übernatürliche Tugend von der Liebe aus. So hat die Hoffnung allerdings zu ihrem Grunde die natürliche Selbstliebe und das Wohlwollen, das jede Natur für sich selbst beseelt; aber wie die natürliche Nächstenliebe durch die göttliche Liebe nicht aufgehoben, sondern vervollkommnet und eine höhere Richtung und Haltung bekommt, so auch empfängt die natürliche Eigenliebe in der Hoffnung eine höhere Gestalt; das Wohlseyn

in der Verbindung mit Gott ist nicht mehr ein bloßes natürliches, sondern ein übernatürliches aus der göttlichen Liebe erzeugtes. Wie die mütterliche Liebe aus der natürlichen Verbindung mit dem Gebornen abstammt, aber dadurch erhöht und veredelt wird, daß sie eine übernatürliche Vollkommenheit und Seligkeit ihres Kindes will, das sie nunmehr nicht auf rein natürliche Weise liebt. Da nun der Glaube lehrt, daß die Beseligung des Erschaffenen der Wille Gottes ist, und die Hoffnung in diese Absicht Gottes mit einstimmt, so bleibt auch hier die Ehre Gottes Endzweck. So bleibt es vollkommen gerechtfertiget, daß die Hoffnung eine Tugend und dazu eine übernatürliche, göttliche, von der Gnade gebildete Tugend ist, die vom Glauben und der Liebe ausgeht. Dieß letztere scheinen auch Scotus und Occam sagen zu wollen, wenn sie die Hoffnung ein Aggregat vom Glauben und Lieben nennen, und sich höchst treffend ausdrücken, indem sie sagen: sperare nil aliud esse, quam credendo desiderare. (Vergl. Suarez.)

§. 8. Die Hoffnung ist eine Function des Willens.

Der Gegenstand des Glaubens ist das Wahre, dieß erkennen wir; daher ist der Glaube eine Function des Erkenntnißvermögens. Der Gegenstand unserer Hoffnung ist Etwas, das wir verlangen, und als solches ein wirkliches oder vermeintliches Gut, daher ist die Hoffnung eine Function des Begehrungsvermögens. Im Menschen aber ist ein doppeltes Begehrungsvermögen, ein sinnliches und ein übersinnliches. Das sinnliche bezieht sich durch Begirde und Abscheu auf das sinnlich Angenehme und dessen Gegentheil; denn wir hassen nothwendig das Gegentheil von dem, was wir begehren; das übersinnliche mit Vernunft und Überlegung verbundene Begehrungsvermögen ist der Wille und der Widerwille in Bezug auf das Gute und Böse; beide Bewegungen sind gleichzeitig, entgegengesetzt, von gleicher Stärke, obwohl insgemein nur die eine Seite activ ist. Die Acte der niedern sinnlichen Begierde sind mit Leiden-

denschaft verbunden, die des Willens als freie Selbstbestimmungen ohne Leidenschaft. Da der Gegenstand der göttlichen Hoffnung ein übersinnliches Gut ist, so ist das Verlangen desselben keine Function des sinnlichen Begehrungsvermögens, sondern des höheren vernünftigen; daher ist die Hoffnung eine Function des Willens, in dem sie als in ihrem Subject lebt.

Anmerk. Die göttliche Hoffnung ist so wenig eine Function des sinnlichen Begehrens, daß die Acte derselben vielmehr das Gegentheil davon sind; die Begierde nach den sinnlichen Gütern schließt das Verlangen nach den höhern aus, und umgekehrt. So wie allen Religionen außer der christlichen der wahre Glaube abgeht, so auch die wahre göttliche Hoffnung; die Seligkeit, die sie verheißen, ist nur eine Steigerung der sinnlichen Güter, und die Hoffnungen, die sie anregen, durchaus sinnlicher Art, und Functionen des niedern sinnlichen Begehrungsvermögens.

§. 9. Im Himmel keine Hoffnung.

Das selige Leben als erreichbar durch den Beistand Gottes ist nur insofern Gegenstand der Hoffnung, als es ein künftiges Gut ist. Da es die Seligen in unmittelbarer Gegenwart besitzen, so sind ihre Hoffnungen in Gewißheit übergegangen, und so wie der Glaube ein Schauen, so auch sind die Acte der Hoffnung Acte der Liebe geworden, und dieß Schauen und Lieben füllt von nun an den ganzen Umkreis des ewigen Lebens. Es sind vorerst noch drei Beziehungen denkbar, unter welchen Güter als künftige noch in den Seligen Hoffnungen anregen könnten: erstlich der Fortdauer ihrer eigenen Seligkeit; da sie aber durch das Anschaun Gottes der Seligkeit theilhaft werden, so sind die Zeitbestimmungen für sie untergegangen, und die Fortdauer ihrer Seligkeit unmittelbare Gewißheit geworden. Ein anderer Gegenstand ihrer Hoffnungen wäre die künftige Seligkeit der Mitglieder der streitenden Kirche, mit denen sie im Leben in Liebe verbunden waren. Diese ihre Theil-

nahme an den Hinterlassenen kann aber nicht unter der Form der Hoffnung stehn; denn wo Hoffnung ist, da ist auch Furcht, die ihre Seligkeit trüben würde; ihre Theilnahme ist die der Liebe, aus welcher ihre Fürbitten hervorgehen; mit derselben Liebe lieben sie Gott und ihre Mitmenschen, für deren Seligkeit sie mit gänzlichem Wohlgefallen an dem Willen Gottes streben. Endlich könnte man behaupten; daß die noch zukünftige Verherrlichung ihres eigenen Leibes ein Gegenstand der Hoffnung für sie sey; da sie aber das eigentliche Objekt der Hoffnung die Herrlichkeit der Seele gewonnen haben, so sind sie, in der Liebe Gottes versenkt und absorbirt, gegen alles Andere, was sie selbst angeht, gleichgültig geworden, und diese Liebe ist jene Lethe, der Fluß des Vergessens, aus dem die Hingeschiedenen trinken, um die trüben Erinnerungen an die Leiden und Freuden des verflossenen Lebens zu verlieren.

§. 10. In der Hölle keine Hoffnung.

Im Begriffe des vollkommenen Wohlseyns liegt es, daß der Wille vollkommen befriedigt ist, Ruhe und Freude hat, ohne Beimischung irgend einer Furcht oder Unsicherheit; im Begriffe der Strafe aber, daß die Strafmittel dem Willen widerstreben. Der Wille aber kann weder bejahen noch verneinen, Lust oder Unlust haben an dem Unbestimmten und Unbewußten. Daher konnten die Engel in ihrem ursprünglichen Prüfungsstande nicht vollkommen selig seyn, weil noch Ungewißheit und Unsicherheit darüber schwebte. Es gehört daher zur Seligkeit, daß die Geretteten selbst die Gewißheit von der Fortdauer ihres Zustandes haben, wodurch jede Anwandlung von Furcht wegen einer möglichen Veränderung ausgeschlossen ist. Das Gegenbild giebt uns der Zustand der Verdammten. Er würde kein Zustand vollkommner und gänzlicher Strafe seyn, wenn er nicht gänzlich dem Willen widerstrebte, das nicht der Fall seyn würde,

wenn noch eine Ungewißheit über ihm waltete, und die Aussicht in eine mögliche Veränderung den Willen aufrichtete. Daher gehört es zum jammervollen Zustand der Verdammten, daß sie selbst es wissen, daß ihr Leiden unveränderlich oder constant sey. Würde nur ein Strahl entfernter Hoffnung in ihr tiefes Elend hineinscheinen, so würde derselbe einen mildernden Schimmer über ihr leidenvolles Daseyn verbreiten. Aber selbst der tröstende Gedanke der Vernichtung ist für die Unseligen nicht vorhanden; denn dieß Nichtseyn wäre für sie eine künftige mögliche Verbesserung ihres Daseyns: Desiderabunt mori, et fugiet mors ab eis. (Apoc. 9.) So ist also die Hoffnung von Himmel und Hölle ausgeschlossen; vom Himmel, weil sie ohne Beimischung von Furcht, von der Hölle, weil sie ohne Beimischung von Freude ist. Die Hoffnung aber ist eine treue und freundliche Begleiterin der Pilger, seyen es dieses Lebens oder der künftigen Läuterung, denn beiden erscheint die Seligkeit als ein künftiges mögliches Gut.

Anmerk. Where hope never comes, that comes to all — „wohin die Hoffnung nimmer kommt, die doch zu Allen kommt.“ — sagt Milton, und schildert in diesen wenigen Worten die Hölle mit schauderhafter Wahrheit.

§. 11. Von der Gewißheit der Hoffnung.

Die Gewißheit ist ein Wissen und eine Function des Erkenntnißvermögens; da aber die Hoffnung eine Function des Willens und Begehrungsvermögens ist, so kann die Hoffnung weder die Gewißheit eines demonstrabeln Theorems haben, noch die einer Thatsache, die durch einen Begriff unabänderlich bestimmt ist, wie die Thatsachen der Natur, die in dem göttlichen Verstande ihre unabänderliche Regel haben. Die Seite der Gewißheit in der Hoffnung ist nicht die des Verlangens sondern die des Vertrauens in die göttliche Allmacht und Güte; die Erkenntniß dieser göttlichen

Eigenschaften stammt vom Glauben, und so zeigt sich, was schon bemerkt worden, daß die Hoffnung hinsichtlich des Vertrauens vom Glauben ausgeht, wie hinsichtlich des Verlangens von der Liebe. Indeß kann das Vertrauen der Hoffnung nicht die Gewißheit des Glaubens erreichen wegen ihrer Verbindung mit dem Begehrungsvermögen; denn das Vertrauen ist nicht allein in der göttlichen Allmacht und Güte begründet, sondern es hat auch ein veränderliches Element, da es auf der eigenen Mitwirkung mit der Gnade mit beruht, und da diese menschliche Seite desselben von der Veränderlichkeit des menschlichen Willens afficirt ist, so ist von dieser Seite das Vertrauen dem Zweifel zugänglich. Weil daher ein veränderliches Element, die eigene Selbstbestimmung, mit in die Hoffnung eingreift, so ist die Gewißheit derselben eine veränderliche Function, und einer Zunahme und Abnahme fähig. Wendet sich das Vertrauen der Hoffnung auf eigene Selbstbestimmung, so wird das Vertrauen ein unwahres, weil es das Veränderliche als ein Unveränderliches setzt; und ein vermessenes, weil es das Unsichere für ein Sicheres hält. Je mehr dagegen das Vertrauen auf die Allmacht und Allgüte allein sich stützt, desto zuverlässiger, gewisser und constanter wird die Hoffnung.

(Fortsetzung folgt.)

XVI.

Nekrolog

des weiland

Hochwürdigsten Herrn

Johann Jacob Humann,

Bischofs von Mainz.

Am 11. Juni l. J. haben wir unter dem lautesten und ungeheucheltsten Freude- und Wonnegefühle die an eben diesem Tage, als am Gedächtnißfeste des heiligen Apostels Barnabas, in der Kathedralkirche zu Mainz, durch den Hochwürdigsten Herrn Dr. Johann Leonhard Pfaff, Bischof von Fulda, vollzogene feierliche Weihe und Installirung unsers Hochwürdigsten Bischofs Herrn Johann Jocob Humann, Dr. der Theologie und Ritter des Civilverdienstordens der bayerischen Krone gefeiert, und mit dem aufrichtigsten und innigsten, dem römischen Pontifikale entnommenen Wunsche «ad multos annos» geschlossen. Und nach kaum zehn verflossenen Wochen stehen wir schon um dessen Trauergerüst und weinen und ringen die Hände, und können es fast nicht begreifen, daß der Hochwürdigste Oberpriester, der liebevollste Vater, der edelste Menschenfreund, der sorgfältigste Hirt unserer Seelen nicht mehr in unserer Mitte weilet, und gerade in der Woche von uns weggenommen wurde, wo er durch die Auflegung seiner bischöflichen Hände den Zöglingen unsers Seminars zum erstenmal die heil. Weihen spenden wollte. So sehr uns aber auch der bloße Gedanke an diesen unersetzlichen Verlust, jedesmal auf's Neue die

Brust zerreißen mag, wir müssen ihn mit christlichem Starkmuthe als wahr und durch Gott verfügt erkennen, eingedenkt: daß unsere Gedanken nicht Gottes Gedanken und unsere Wege nicht Gottes Wege sind. Denn schon hat sich die finstere Gruft über ihm geschlossen, schon ruhet er an der Seite seines langjährigen Freundes und Vorgängers, des ewig unvergeßlichen Joseph Ludwig Kolmar; ja schon hat ihm die Kirche mit dem tief erschütternden Rufe: «requiescat in pace» die letzte Ehre erwiesen. Die schon so vielfach heimgesuchte und so tief erniedrigte Kirche von Mainz, ist also nach etlichen Augenblicken der Freude und Ruhe schon wieder und um so mehr in Trauer gehüllt, weil Manches unter diesem wahrhaft apostolischen Hirtenstabe eine ganz andere Gestalt gewinnen sollte, aber leider durch Gottes wunderbare Fügung nicht zur Ausführung gebracht werden konnte; weßwegen Viele vielleicht auch nun, um so verwegener und übermüthiger, ihre Häupter erheben werden. — Doch wir wollen bei dem düstern Grabe des Verblichenen, uns durch dergleichen Betrachtungen nicht noch mehr betrüben, und liefern daher unserer selbst gewählten Aufgabe gemäß, bloß eine einfache, schlichte, aber streng der Wahrheit gemäß abgestattete, auf zuverläßige Notizen sich stützende Darstellung Hochdesselben, ganz dem Wohle der Kirche geweihten Lebens.

Johann Jacob Humann, Bischof von Mainz, war geboren zu Straßburg den 7. Mai 1771, begann und vollendete daselbst seine niedern Studien (einschließlich der Philosophie) mit solcher Auszeichnung, daß er schon im Jahre 1789 an der noch damals bestehenden Universität, sich den Grad eines Magisters der schönen Wissenschaften errang. Er war, einer angebornen und im elterlichen Hause [1]) durch

[1]) Sein seliger Vater war vor der Revolution Director an der öffentlichen Wage in Straßburg, verlor aber durch dieselbe seine Stelle, Beweis genug, daß er den Grundsätzen der Revolution

eine ächt religiöse Erziehung noch mehr bestärkten Neigung zum geistlichen Stande zufolge, schon als Alumnus in das Seminar seiner Vaterstadt eingetreten, als die furchtbare, blutige, durch lange Untergrabung der Religion endlich herbeigeführte und schon durch den großen Bossuet und andere ähnliche Geister vorhergesagte Staatsumwälzung über sein Vaterland hereinbrach, und ihn als zwanzigjährigen, kaum mit dem geistlichen Kleide geschmückten Cleriker nöthigte, dem bei Matth. X. 23. ertheilten Rathe seines göttlichen Meisters „wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere“ zufolge, mit seinen Obern und den ihrem einmal gewählten Stande getreu gebliebenen Mitschülern auszuwandern und in der Fremde eine Heimat zu suchen. Unter dem wüthenden, stürmischen, ganz besonders nach Priesterblut lechzenden Geschrei der Ohnehosen, voila des callottins! voila des prêtres! à la lanterne! ging er im Jahre 1791 von Straßburg nach Deutschland und zwar in die nachbarliche, damalige Markgrafschaft Baden, ohne nur im Mindesten ahnen zu können, daß ihn die Alles leitende Vorsehung noch dazu bestimmt habe, auf einen bischöflichen Stuhl in Deutschland erhoben zu werden, und sogar in der Reihenfolge der würdigen und verdienstvollen Oberhirten der uralten Mainzer Kirche zu glänzen. Seine in Straßburg kaum begonnenen theologischen Studien vollendete der Hochselige in der Abtei Ettenheimmünster im Breisgau, wo er sich im Jahre 1794 durch eine glänzende Vertheidigung und Lösung der schwierigsten Sätze aus dem Gesammtgebiete der Theologie, in Gegenwart vieler Ge-

nicht huldigte, und lebte hierauf in Zurückgezogenheit im Schooße seiner zahlreichen Familie. Ein noch lebender Bruder unsers Hochseligen Oberhirten ist dermalen Finanzminister von Frankreich, ein anderer Banquier in Mainz und eine Schwester, die Vorsteherin des ehemaligen Instituts Josephine in Mainz, lebt der malen in Straßburg.

lehrten, den Grad eines Licentiaten der Gottesgelehrtheit erwarb. Die Weihe des Subdiaconats erhielt er zu Konstanz, des Diaconats zu Ettenheimmünster, und des so sehnlichst gewünschten Presbyterates zu Bruchsal, am 21. Mai 1796 von dem damaligen Weihbischofe Schmidt. Ein Assistent und vier brennende Kerzen waren demjenigen bei seiner ganz stillen Primizfeier die einzige Auszeichnung, der späterhin noch selbst hochgestellt auf den Leuchter, in der Kirche Gottes durch Lehre und Wandel das Licht des Evangeliums verbreiten sollte. Seine schöne, ausgezeichnete Körpergestalt, verbunden mit einer feinen, aber völlig anspruchlosen Geistesbildung, gewannen ihm zu Bruchsal Zutritt bei einer adelichen Familie, bei welcher er auch bald unter vielen Competenten die Stelle eines Hauslehrers erhielt. In gleicher Eigenschaft kam er nach Frankfurt am Main, wo er bis zum Jahre 1802 verweilte.

In eben diesem Jahre wurde er von dem, durch den ersten Konsul von Frankreich zum Bischofe von Mainz ernannten Joseph Ludwig Kolmar als Privatsecretär und Canonikus bei der Kathedralkirche, nach Mainz berufen. Im Jahre 1806 wurde er zum Generalvicar und in eben diesem Jahre noch zum Großvicar des Bisthums Mainz erhoben. Die letzte Auszeichnung und Beförderung, die ihm zur Anerkennung und Belohnung seiner vielseitigen Verdienste durch seinen Freund Kolmar zu Theil wurde, war die Ernennung zum bischöflichen Officiale im Jahre 1815. — Nach dem, im Jahre 1818 erfolgten Tode Kolmars, wurde ihm die Stelle eines Bisthumsverwesers übertragen, welche er gewissenhaft unter strenger Handhabung und Vertheidigung aller wesentlichen kirchlichen Rechte bis zum Jahre 1830 bekleidete. Als endlich im ebenbenannten Jahre die Wiederbesetzung des so lange verwaisten bischöflichen Stuhles von Mainz erfolgte, wurde er zum Domdecan des neu organisirten Kapitels ernannt. Für die in kirchlicher Beziehung in der mit dem

Bisthume Mainz bis zum Jahre 1821 vereinigt gewesenen Provinz Rheinbayern geleisteten Dienste schmückte ihn der Hochselige König Maximilian mit dem Civilverdienstorden der bayerischen Krone. Im verwichenen Jahre wurde er trotz seines sehr ernsten und inständigen Ablehnens, indem er besonders auf sein vorgerücktes Alter und seine wankende Gesundheit hinwies, einstimmig am 16. Juli von dem Domkapitel zum Bischofe erwählt, und am 11. Juni l. J. als solcher auf die feierlichste Weise in der Kathedralkirche zu Mainz consecrirt und installirt. Allein Gottes Fügung hatte es bestimmt, daß er diese erhabene Würde unter allen seinen seitherigen Vorfahren am kürzesten bekleiden sollte. Schon nach zehn Wochen hat ihn uns der unerbittliche Tod durch ein organisches Übel, eine Verknöcherung des Herzens [1]) entrissen; welches Leiden uns zwar oft mit bangen Sorgen erfüllte, aber doch seinen Hintritt nicht als so nahe bevorstehend befürchten ließ. — Das Ende dieses ausgezeichneten Prälaten war ganz eines Heiligen würdig. — Als ihm, in seinem nur zweitägigen aber sehr schweren Leidenskampfe die heil. Sterbsacramente gereicht wurden, empfing er dieselben mit einer alle Anwesende bis zu Thränen rührenden Andacht, ermahnte den functionirenden, schonlich zu Werke gehen wollenden Priester, ihm die heil. Communion als letzte Wegzehrung zu reichen, antwortete demselben auf alle Gebete mit lauter Stimme, und entschlief sanft und ruhig wie der Gerechte stirbt, am 19. August Abends, ein Viertel nach zehn Uhr zu einem bessern Leben, nachdem er noch wenige Augenblicke zuvor allen Anwesenden bis auf seine geringste Dienerschaft herab, auf die liebevollste Weise mit sterbender

[1]) Die Leiche des Hochseligen wurde dem oft ausgesprochenen Wunsche desselben zufolge bloß in der Absicht geöffnet, damit die Aerzte mit diesem Uebel zum Besten der Menschheit noch vertrauter werden möchten. So warm und theilnehmend hat dieses Herz für alle Mitmenschen geschlagen!

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Ueber eine Verunglimpfung des h. Augustins in d. theol. Annalen 1

Gedanken über einige Aeußerungen des verstorbenen Oberhofpredigers Reinhard 14

Abhandlung über die Worte Mysterium fidei in der Consecrationsform des heil. Kelchs 31

Joh. Christ. v. Zabuesnig's kathol. Kirchengesänge in das Deutsche übertragen, mit dem Latein zur Seite . . . 44

I. Lor. v. Westenrieder's hundert Erinnerungen. — II. Centum Theses circa materias gravissimas, ex Philosophia sanæ rationis et experientiæ, cum prolegomenis, notis et scholiis. 56

G. Scheibleins Beantwortung der 2ten Frage: „Lassen sich die Fonds der kathol. und luth. Schulen zu Erfurt mit einander vereinigen?“ 66

Jos. Polyk. Schilcher's kurze Christenlehr-Predigten über das erste Hauptstück des Katechismus 78

Reden, gehalten bei der Eröffnungsfeier der kathol. protest. Begräbnißstätte zu Frankenthal 90

1. Der fromme Pilger. Ein Gebetbuch, von J. B. Stöckl. — 2. Sechs und dreißig Reden und Betrachtungen über die Menschwerdung ꝛc. Jesu Christi. Aus den Werken Th. v. Kempis übersetzt. — 3. Der h. Fr. v. Sales, aus seinen Briefen, als Vorbild für die kath. Geistliche dargestellt. — 4. Die letzten Tage unsers Herrn Jesu Christi nach Markus, von Jos. Weber. — 5. Was ist Christenthum? Beantwortet in vier Predigten ꝛc. von Pet. Werner . . . 94

Neue Verläumdungen aus dem 19ten Jahrhunderte 100

Ueber die Bestimmung der Menschheit, des Staates u. der Kirche 111

Selbstvertrauen 113

Quintessenz der Wunderversuche, welche durch Martin Michel und Sr. Durchlaucht dem Prinzen Alex. v. Hohenlohe-Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Beleuchtung des Wunderbaren und Wundervollen überhaupt. 117

Des Hrn. Joh. Casp. Voß Geistliche Reden von der Wahrheit, Einheit und Göttlichkeit des kath. Glaubens. Herausg. und mit einer Vorrede begleitet von A. J. Binterim . . 138

Rede des h. Basilius zur Feier der Fasten. Aus dem Griech. und dem Latein. übersetzt, von Dr. Herenäus Haid . . 150

Seite
Vikt. Jos. Dewora's 1) Namenbüchlein für die lieben Kleinen; 2) Elementarbuch zum Leselernen ꝛc. Erster Kursus; 3) Hülfsbuch beim Erklären in kathol. Elementarschulen . 154
Sollen wir katholisch werden? Beantwortet von einem Wahrheitsfreund, und herausgegeben durch C. F. Klaiber . 157
Leben und Lehre unsers Herrn Jesu Christi. Aus den vier Evangelien gesammelt von P. Nik. Avanzin; ins Deutsche übersetzt von Jos. Ant. Feichtenbeiner . . . 166
Protestantismus Konstantins des Großen 169
Ueber Militärbefreiung der kathol. Geistlichkeit 207
Neues Magazin für kathol. Religionslehrer. Herausgegeben von F. Carl Felder; nach dessen Tode fortgesetzt von Joh. Georg Köberle 214
Vorerinnerung 224
Ueber Schullehrer und Schulwesen 225
Ueber das Brevierbeten 241
Timothens, eine Zeitschrift zur Beförderung der Religion und Humanität 266
Obscura aus der Schule höherer Grundsätze 305
Dewora, V. J., Naturbeschreibung des menschlichen Leibes für die Jugend 309
Alex. Fürst v. Hohenlohe und Waldenb. Schillingsfürst dargestellt von Scharold 313
Dr. Riegler's Evangelisches Hülfsmittel in menschlichen Uebeln 316
Bekehrungsgeschichte eines Oberrabbiners 321
K. Mor. Ed. Fabritius, über den herrschenden Unfug auf den deutschen Universitäten, ꝛc. 326
Des Vinzentius Lerinensis Commonitorium, übersetzt von Fr. Geiger 333
Ein Duzend kurzer Lebensgeschichten heiliger Bürger, Handelsleute und Wirthe, von Fr. Loth. Marx 343
Maria, die unbefleckte Jungfrau und Mutter des Herrn ꝛc. . 345
Aloys. Frey, die Finsterlinge unserer Zeit 363
Noch etwas über Schubkrafft's Armenfreund 365
Gedanken 368
Beilagen VII, VIII, IX.

Ueber das Brevierbeten.

Es mag wohl in dem heutigen verdorbenen Zeitgeiste liegen, daß man eine Sache, die vom Anfange der Christenheit bis auf unsere Zeiten allgemein und ununterbrochen ist beobachtet worden, noch durch nähere Gründe, wegen einiger von eben diesem Zeitgeiste hingerissenen Geistlichen, zu unterstützen sich genöthiget findet. Daß alle Christen beständig und inständig beten müssen, ist ein Gesetz des Herrn, Luk. XVIII, 1; welches aber ganz besonders die Diener des Altars, die von allen weltlichen Geschäften deßhalb frei seyn sollen, betrifft. Sie sollen ganz geistlich seyn, das heißt: mehr als alle andere Christen soll ihr Geist sich mit Gott beschäftigen, und ihr Lebenswandel soll eine beständige Unterhaltung mit Gott seyn. Allein, weil die heilige Kirche, die gute Mutter, wohl einsah, daß nicht jeder ihrer Diener, wegen besonderer Geschäfte, die auch mit ihrem Amte wesentlich verbunden sind, und auch wegen Schwachheit der Natur, sich in beständiger Aufmerksamkeit auf göttliche Dinge erhalten könne, hat sie gewiße Stunden bestimmt, in welchen sie ganz besonders dem Gebete obliegen, hat auch einige Gebete vorgeschrieben, welche in diesen Stunden verrichtet werden sollen.

Daß die Kirche die Macht hat, Gesetze dieser Art zu ertheilen, wird wohl nicht können in Zweifel gezogen werden. Nennen wir uns nicht Diener der Kirche? wenn wir also Diener sind, so ist die Kirche unsere Oberin, der es aus göttlicher Vollmacht zusteht, uns zu befehlen — und uns liegt es ob, in Allem zu gehorchen. Ferner, weil nach dem Ausspruche des Apostels der Diener des Altars auch von dem Altare leben darf, so hat die Kirche mit der Erfüllung

ihres Gesetzes auch zuweilen einen zeitlichen Vortheil verbunden, damit, wie der heil. Augustin, lib. 3. contr. Petil. cap. 58. sagt, der rechtschaffene Geistliche desto williger und eifriger es beobachte; der Unordentliche aber es erfülle des zeitlichen Vortheils wegen: Si bonus est, volens hoc facit; si autem malus, hoc est, sua quærens, non quæ Jesu Christi, invitus hoc facit, propter alia quæ requirit.

Allein man zeige uns ein verbindendes Gesetz der alten Kirche über diesen Punkt; — so lautet heut zu Tage die Sprache mehrerer Geistlichen *). — Wir antworten: zugegeben, es sey kein Gesetz über diesen Punkt im Alterthum ausfindig zu machen, so wurde dadurch der Kirche die Macht nicht benommen, in spätern Zeiten hierüber ein Gesetz zu erlassen. Zweitens, da im Alterthum der Gebrauch ganz genau erfüllt wurde, sowohl in den öffentlichen kirchlichen Versammlungen, als auch besonders in der Stille, zu den bestimmten Zeiten, die gewöhnlichen Gebete zu verrichten; so war wohl kein lautsprechendes Gesetz vonnöthen. Das Gesetz wurde gegeben wegen der Uebertretungen.

1) Es ist eine apostolische gesetzliche Ueberlieferung, sagt Van Espen, daß die Diener der Religion auf gewisse Stunden des Tages die vorgeschriebenen Gebete verrichten sollen. Hierüber ist im Alterthume nur eine Stimme. Der

*) Ueber die Verbindlichkeit der Geistlichen, das Brevier zu beten, haben weitschichtig geschrieben: Thomassin, de vet. et nov. Discipl. lib. II. cap. 73. etc. Van Espen, Diss. de Horis canonic. Tom. II. Oper. Fol. 660. Auch in dem Archiv für das katholische Kirchen- und Schulwesen, vorzüglich in den rheinischen Bundesstaaten 1810, findet sich ein Aufsatz im 2ten Bande I. und II. Stück. S. 49 und 167. — Wen unsere abgekürzte Abhandlung vielleicht nicht befriedigen möchte, den wollen wir bitten, bei diesen jetzt angeführten Autoren Mehreres nachzulesen.

alte Tertullian nennt deßhalb diese Stunden selbst apostolische. Horarum insigniorum exinde apostolicarum tertiæ, sextæ, nonæ etc. lib. de Jejun. cap. 10. Auch der heil. Cyprian in Orat. dominic. spricht von dieser Art des gemeinsamen Betens : Nam et mane orandum est, ut resurrectio Domini matutina oratione celebretur. In den Akten der ältesten Märtyrer finden wir auch mehrere Spuren dieser Art. Besonders klar sprechen die Märtyrergeschichten des heil. Bonifacius bei Ruinart, und der heiligen Febronia bei den Bollandisten ad 25. Junii, woraus wir sogar auf die Art des Gebetes schließen können.

Meistens hatte der Vorsteher der Versammlung die Ordnung, und Art des an dem Tage zu haltenden Gebetes zu bestimmen. Beschauen wir hier diese Ordnung, um zu ermessen, wie ähnlich das heutige Gebet der Priester jenem der ersten Zeiten ist. Sobald sie in der Versammlung angekommen, nahm das allgemeine Gebet seinen Anfang, wodurch alle gleichsam aufgemuntert wurden, Gott zu loben und zu preisen. Venite exultemus Domino. Der heil. Paulinus, in Vita S. Martini lib. 3., singt:

Vigil ocius omnis
Turba ad consuetos Psalmos, modulamina dulcia
Advolat, et sanctis solatia quærit in Hymnis,
Quæ pellent segnes vulgato corpore somnos.

Auch Tertullian, cap. 39. Apol., thut hiervon Meldung. Auf dieses erste Gebet folgte die Lesung der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments (prælegitur statim ex scripturis, quantum licet. — Justin. Apolog. 2.), welcher bisweilen auch die Lesung eines Briefs und einer Rede jener Väter beigefügt wurde, die in denselben Kirchen besonders in Ansehen standen. Daher erzählt der heil. Dionysius von Korinth bei Euseb. (Kirchengesch. l. 4. c. 23.), daß in seiner Kirche am Sonntage der Brief des heil. Clemens

von Rom sey gelesen worden; und Eusebius sagt auch, daß der heil. Evangelist Markus sein Evangelium zum Gebrauch der Römer bei dem Gottesdienste besonders geschrieben habe; anderswo meldet Derselbe (3 Buch der Kirchengeschichte, cap. 3), daß den Glaubigen einiger Orte die Bücher des Hermas, die den Titel Pastor führen, in den Versammlungen vorgelesen wurden. In den oben berührten Akten der Märtyrin Febronia heißt es auch: «Post expletum Psalmodiæ cursum, librum accipiebant Platonidis (einer ehemaligen heiligen Vorsteherin) divinasque scripturas ex eo perlegebant.

Wir finden auch bei dem h. Hieronymus de Scriptorib. ecclesiast. de S. Ephrem, daß in einigen Christengemeinden nach der Absingung einiger Psalmen und nach der Lesung der heil. Schrift, auch die Werke des heil. Ephrem, des Syrers, eines berühmten Diakons zu Edessa, sind gebraucht worden. — Wer sieht hierin nicht ein Bild unserer heutigen Lektionen in den Nokturnen.

Nach vollendetem Lesen wurden wieder Psalmen und Lobgesänge gesungen, von welchen auch der heil. Paulus zu den Ephesern V, 19 und zu den Kolossern III, 16 schreibt, und deren auch Plinius in seinem Briefe an den Trajan gedenkt. Da aber späterhin der Mißbrauch einschleichen wollte, daß dergleichen Lobgesänge auch von Privatpersonen verfaßt, und in den Versammlungen der Glaubigen abgesungen wurden, welches bisweilen eine Verwirrung verursachte; so ist von dem Kirchenrathe zu Laodicea verordnet worden (Can. 15), daß in Zukunft keine Lieder und Lobgesänge mehr sollten gesungen werden, welche nur von Privatpersonen sind aufgesetzt worden. Es ist ferner in diesem Kirchenrathe beschlossen worden, daß die Psalmen nicht aneinander sollten fortgesungen, sondern zwischen ein- und dem andern Psalm eine Lesung vorgenommen werden (Can. 17.), damit, wie der

griechiſche Ausleger Balſamon bemerket, das Volk nicht ermüden möchte. Ut aliquantulum quiescat populus, et rursus canat. Propterea enim et in diversas Sessiones sacrum distributum est Psalterium. Sunt ergo S. Patribus gratiæ agendæ pro hac eorum cura. So Balſamon. — Nach der Zeit iſt der Gebrauch, wechſelweiſe zu ſingen, eingeführt worden, alſo daß ein Theil dem andern antwortete. Dieſer Gebrauch hat zu Antiochia, in den Zeiten des Kaiſers Konſtantin, durch den Flavian und Diodorus ſeinen Anfang genommen, und iſt von da durch die ganze chriſtliche Welt verbreitet worden, wenn wir dem Theodoretus, lib. 2. Hist. eccl. cap. 24. glauben: der Kirchengeſchichtſchreiber Socrates führt ihn aber von dem heil. Ignatius, welcher unter dem Kaiſer Trajan gelitten hat, her (l. 6. c. 7.). Auch die Antiphonen waren ſchon ſehr frühe gebräuchlich. Der heil. Paulinus ſagt, die lateiniſche Kirche habe die Antiphonen von der griechiſchen Kirche, worin ſolche ſchon lange eingeführt waren, erhalten. Hoc in tempore primo Antiphonæ, Hymni ac Vigiliæ in ecclesia Mediolanensi celebrari cœperunt. Opuscl. de S. Spir. — Die Gebete waren in gewiſſe Stunden eingetheilt, ſo daß nach der Weiſung des göttlichen Sängers Tag und Nacht Gott gelobt wurde. Der h. Auguſtin, in Epist. 121. ſchreibt: Ideo per certa intervalla horarum et temporum etiam verbis rogamus Deum, ut illis rerum signis nos ipsos admoneamus et acrius excitemus.

Jeder war verpflichtet, dieſen Verſammlungen beizuwohnen, beſonders aber die Kleriker. Denn Keiner wurde ordinirt, ohne daß er einer gewiſſen Kirche, welcher er dienen wollte, zugehörte. Illis sæculis, ſagt Van Eſpen, Diss. de Horis canonic. cap. I. §. 1., nullus etiam minoribus ordinibus initiabatur, quin una ecclesiæ alicui, cui tanquam minister deserviret, adscriberetur. Konnte aber

Einer, entweder wegen der Verfolgung, oder wegen Entlegenheit des Ortes, oder wegen Krankheit ꝛc. der allgemeinen Versammlung nicht beiwohnen, so mußte er für sich in seinem Hause das Gebet verrichten. Quodsi ad ecclesiam prodire non licuerit propter infideles, heißt es in Constitut. apost. lib. 8. cap. 34., psallat sibi unusquisque, canat, oret, saltem duo simul aut tres. Die Synode II. zu Orleans (Can. 14.) befiehlt die Absetzung der Kleriker, qui officium suum implere despiciunt, aut vice sua ad ecclesiam venire detrectant. Der heil. Gregorius Turon. erzählt eine Geschichte, die großes Licht hier verbreiten kann. Quidam Presbyter solitarius iter carpens, ad Hospitiolum cujusdam pauperis Limanici mansionem expetiit; qua accepta, *juxta morem sacerdotum*, nocte ab statu suo consurgens, orationi astitit. Die Worte: *juxta morem sacerdotum*, wolle man nicht unbedachtsam übergehen, sagt Thomassin, denn hieraus leitet sich der Beweis her, daß auch auf der Reise jeder Kleriker verbunden war, sein Gebet zu verrichten. Um wie viel mehr waren daher auch Jene, welche in der Stadt wohnten, und zu Hause bleiben mußten, ihr Gebet nachzuholen verpflichtet! — Der heil. Benedict hat auch in seiner Regula vorgeschrieben, daß, wenn seine Ordenskinder sich vielleicht verschlafen hätten, und die Zeit der Matutin schon vorüber wäre, sie das Officium, welches zu der Stunde bestimmt sey, im Chor anfangen sollten; das Uebrige aber jeder bei sich nachher bete. Wir übergehen mehrere Beweise, und wollen nur noch aus unsern deutschen Synoden Einiges, das für unsern Gegenstand spricht, ausheben.

2) Die Synode zu Aachen vom Jahre 803 und vom J. 816 bestimmen schon mit nachdrücklichen Worten die Verbindlichkeit, das Officium zu beten. Nos vero, sagt die Synode vom J. 803, bei Harzheim Tom. I. Concil. Germ.

fol. 379, qui ab ipsis pene incunabulis a majoribus nostris eruditi, in eadem dispositione viximus, quidquid menti occurrit, quod negligentia prætermisit, emendatio supplere debebit; id est: ut omnes horæ canonicæ, tam ad nocturnas vigilias, quam ad diurnas horas, excepto completorio, antiphonis terminentur. So bestraft auch die andere Synode Jene, welche nachläßig ihre Horas canonicas abbeten, oder einen Theil derselben auslassen. Wir sehen hieraus, daß die Väter dieser Synode erstens eine strenge Verbindlichkeit anerkennen, das ganze Officium canonicum täglich zu verrichten; zweitens, daß sie diese Verbindlichkeit als allgemein und ab ipsis pene incunabulis a majoribus eruditi, mithin von der ersten Christenheit, immer beobachtet, ohne allen Widerspruch anerkannt wissen wollten. Und diese strenge Pflicht beschränkte sich nicht allein auf das Chor, oder auf die öffentlichen kirchlichen Versammlungen, sondern auch jeder einzelne Kleriker, der dem Chor nicht beiwohnen konnte, mußte das tägliche Officium für sich beten.

Et si longe ab ecclesia aliquis fuerit, sagt die Synode zu Metz unter dem berühmten Chrodegand im J. 762, bei Harzheim Tom. I. fol. 105., ut ad opus Dei per horas canonicas accurrere non possit, agat opus Dei cum tremore divino, ubi tunc fuerit.

Diese Verfügungen brachten die späteren Synoden öfters in Erinnerung. Jene zu Münster, gehalten 1279, sagt statuto III. bei Harzheim, Tom. III. Concil. fol. 645.: Item statuimus ut Clerici in divinis officiis constituti decenter et discrete se habeant.... et horas canonicas.... omni die nullus eorum dicere prætermittat. Ein ähnliches verordnete die Synode zu Köln vom J. 1281, bei Harzheim am angez. Orte, fol. 659., auf welche sich auch Van Espen beruft. Nullus horas canonicas et horas de Domina nostra, ulla unquam die distincte et discrete dicere præter-

mittat, maxime qui est in sacris ordinibus constitutus. Die Synode von Camerich, im J. 1300, bestimmte ebenfalls Tom. 4to Concil. Germ. fol. 70. quod existens in sacris ordinibus, sive sit beneficiatus sive non, horas canonicas de die et b. Mariæ Virginis quotidie dicere non omittat. Die Synode zu Würzburg 1298 setzte sogar noch hinzu, daß es ehrbarer schiene, wenn die Kleriker stehend ihr Officium andächtig verrichteten. Man kann nicht behaupten, daß diese vorgeschriebene Leibesstellung allein Jene angehen soll, welche dem Chor beiwohnen, indem hierüber schon ein früherer Canon entschieden hatte. Der Bischof hatte nach der Synode von Köln vom J. 1390 das Recht, Jene mit den canonischen Strafen zu belegen, welche nicht nur das Chor versäumten, sondern, quod deterius est, qui nec horas canonicas *legunt*. Unter den canonischen Strafen bezeichnet die Synode zu Worms im J. 1331, besonders die Suspension. Statuimus et ordinamus, et sub poena *suspensionis* ab officio omnibus et singulis præcipimus et mandamus; ut divinum officium horis debitis solemniter celebretur, et quilibet Canonicorum et Vicariorum suis diebus per se cantet et legat. Wir übergehen mehrere andere deutsche Synoden, welche einstimmig die Verbindlichkeit anerkennen, und setzen nur noch zum Beweis die Entscheidungen der Kirchenversammlungen von Basel und Trier hieher. Die zu Basel, worauf auch Van Espen seine Leser aufmerksam macht, sagt: Quoscunque beneficiatos, seu in sacris constitutos, cum ad horas canonicas teneantur, admonet hæc Synodus, ut sive soli, sive associati, diurnum nocturnumque officium reverenter verbisque distinctis peragant. Allein umsichtiger und nachdrücklicher erklärte sich Jene zu Trier 1423, bei Harzheim Tom. V. fol. 224.: Attendentes, quod Clerici beneficiati, et in sacris constituti, ad immolandum sacrificium laudis, fructum labiorum suorum, vi-

delicet horas canonicas dicendum, in puritate conscientiæ, et cum devotione, tenentur: quas sæpius, quod dolentes referimus, tam Religiosi, quam sæculares personæ, sine advertentia legentes, atque syncopando celeriter discurrentes, ulla disciplina tempore psallendi servata.... horis indebitis pensum suæ servitutis persolvunt. Ne igitur transgressiones hujusmodi invalescant, sacri approbatione Concilii statuimus, ut in Cathedralibus et regularibus Monasteriis, et collegiatis ecclesiis, Canonici et Religiosi.... devote et per se.... singulas horas canonicas studeant adimplere.... cæteri vero Pastores, Vicarii et alii simplices competenti tempore, cum debita animadvertentia et totali verborum expositione, horas canonicas legant, et divinum nocturnum sive diurnum studiose celebrent et devote.... præcipientes omnibus et singulis ecclesiarum prælatis, cæterisque, quorum interest, ut omnium negligentia vel incuria relegatis circa prædicta, vel præmissa reformanda et eorum singula corrigenda, sollicitam curent diligentiam adhibere, non obedientes per censuram ecclesiasticam, aut subtractionem fructuum corrigendo.

Unsere Leser werden bemerken, daß wir uns bis hieher blos mit den Entscheidungen der deutschen Synoden beschäftigten, theils weil diese für uns Deutsche besonders verbindende Kraft haben, theils auch weil der gelehrte Thomassin die Reihenfolge der spanischen und französischen Koncilien über diesen Gegenstand reichhaltend anführt. Allgemein war das Gesetz, welches von den Klerikern forderte, daß sie das Officium täglich beteten, anerkannt worden, und wir dürfen kühn jene Geistlichen auffordern, welche sich in unsern Tagen von dieser Verbindlichkeit lossagen wollen, uns einen römischen Pabst, oder einen Bischof, oder eine klar entscheidende

Erklärung einer Synode in der ganzen christlichen Welt für ihre Freiheit zu zeigen.

Diese allgemeine Verbindlichkeit hat auch keineswegs ihren Ursprung in der Willkühr eines einzelnen Bischofs, sondern ihr Grund liegt in der von den heil. Aposteln her in der ganzen Christenheit allgemeinen Beobachtung, welche von den römischen Päbsten selbst, als den Oberhirten der universalen Kirche, immer als Gesetz beachtet worden ist. Denn, da sie, als die ersten Vorsteher der öffentlichen kirchlichen Versammlungen, bald eine bessere Norm in dem Officium vorschreiben, bald dasselbe durch einige Zusätze vergrößern, setzen sie offenbar die Verbindlichkeit voraus, daß alle Kleriker, vel soli vel associati, entweder öffentlich im Chor oder zu Hause, ihre horas canonicas pünktlich und gewissenhaft abbeten müssen.

3) Als der heil. Damasus im J. 367 auf den römischen Stuhl erhoben worden, befahl er, daß, was schon an mehreren Orten im Gebrauche war, in allen Kirchen, Tags und Nachts von den Geistlichen, ab alternis, wechselnd, Psalmen gesungen, und am Ende eines jeden Psalmes beigesetzt werden sollte: Gloria Patri et Filio et Spiritui sancto: sicut etc.

4) Wie früherhin, so mochten auch noch wohl jetzt und weiter die Geistlichen täglich das ganze Psalterium beten: vom J. 423 aber, worin der heil. Cölestin dem heil. Petrus in der Würde folgte, ward es durch ein Dekret von Diesem in so weit geändert, daß nur einige der Psalmen in der Matutin, in den Laudibus u. s. w. sollten rezitirt werden. Da sehen wir also das tägliche Gebet der Geistlichen mehr zusammengedrängt.

5) Hatte auch der heil. Gelasius, Pabst im J. 492, eine Verordnung rücksichtlich der canonischen Tagzeiten erlassen.

6) Der im J. 592 wunderbar auf den päbstlichen Stuhl erhobene heil. Gregor der Große, führte den nun noch bestehenden, majestätischen Kirchengesang, der daher der Gregorianische heißt, ein, und berücksichtigend die Verordnung seiner Vorfahren, schrieb er vor, die Tagzeiten sollten mit dem ersten Verse des 69sten Psalms: Deus in adjutorium meum intende .... angefangen werden; und das Ganze von den Geistlichen täglich zu betende ward von ihm mehr zusammengedrängt, vermindert, abgekürzt, woher sich wohl das Breviarium a Clericis quotidie recitandum erklären mag. Diese Verordnung Gregor's I. erneuerte

7) Der heil. Gregor VII., welcher im J. 1073 Pabst wurde; er spricht dabei von den in dem Officium canonicum vorkommenden Psalmen, Lektionen .... so, wie sie noch jetzt der römische Ritus vorschreibt, beisetzend, in dieser Angabe wären sie schon von alten Zeiten her bekannt. Dasselbe setzet auch voraus

8) Gregor IX., der im J. 1241 als Pabst die Kirche Gottes regierte, in seiner Bulle an den zu seiner Zeit entstehenden Orden des heil. Franciskus. Der II. Theil des Kirchenrechtes: Decretales, ward auf seine Bestimmung von dem heil. Raymund de Pennafort herausgegeben. So hatte man die Verordnungen der vorigen Päbste auch auf diese Art neu wieder. Aber nicht nur Päbste einzeln, oder sich doch nur berufend auf den einen und andern ihrer Vorgänger, sondern auch

9) Das allgemeine Koncil von Trient gebietet S. 24. cap. 12. den Kanonikern der Domkirchen, den Namen Gottes ehrfurchtsvoll, deutlich und andächtich in Hymnen und Gesängen zu loben; und bestimmt S. 25. Decreto de ind. Librorum et Catechis. *Breviario* et Missali, es solle das Brevier auch übrigens, für die ganze Geistlichkeit, die Art es zu beten, von Neuem wieder geordnet werden.

10) Der gleich nach diesem Koncil zum Stellvertreter Jesu gewählte heil. Pius V. ließ nun, der von seinem unmittelbaren Vorgänger Pius IV. und dem unter diesem geschlossenen erwähnten Koncil gegebenen Verordnung gemäß, das Brevier einrichten, worauf es dann bald durch die kurz vorher erfundene Kunst gedruckt erschien. Der Gehalt der darüber von ihm ausgefertigten Bulle: *Quod a nobis* ... data Romæ septimo idus Julii (den 9ten Juli) anno 1568, ist im Kurzen:

a) Die Ursache der Ausgabe dieses Breviers, nämlich zu heben die Verschiedenheit im Beten desselben, die bis dahin in den Lauden sich mehr ausgedehnt hatte;

b) was in der Sache schon geleistet von Paulus und Pius, unter diesem Namen die IVten, und wie er selbst sich in der Hinsicht bemühet habe nach dem Dekrete des Konzils von Trient;

c) wird gänzlich gestrichen, verworfen das von dem Kardinale S. Crucis zusammengesetzte Brevier, weil es zu kurz, — auch andere, römische und sonstige, welche aus einem Privilegium oder einer Gewohnheit sich nicht auf 200 Jahre der Vorzeit erweisen;

d) die älter als 200 Jahre, können zu diesem neuen umgeformt werden mit Zustimmung des Bischofs und Kapitels;

e) werden alle Gewohnheiten, Satzungen, Privilegien hinsichtlich der erwähnten verworfenen Breviere widerrufen. Der heil. Pabst Pius befiehlt,

f) dieses neue Brevier solle auf der ganzen Erde beobachtet werden, mit Ausnahme der schon über 200 Jahre bestehenden andern, wovon oben c);

g) setzet er fest, nichts solle darin verändert, zugesetzt oder weggenommen werden; verbindet

h) Alle, welche die canonischen Tagzeiten zu beten schuldig sind, Geistliche (zu welchen schon in den ersten Jahr-

hunderten die Subdiakonen gehörten) nach diesem Brevier zu beten: anders würden sie ihrer Pflicht nicht genug thun; befiehlt

i) allen Pälaten, Bischöfen, es einzuführen sowohl im Chor als ausser demselben.

11) Was der heil. Pius hier bestimmte, das bestätigen Clemens VIII., constitutione: *Cum in ecclesia*, data Romæ die 10ma Maji a. 1602; Urban VIII. constitutione: *Divinam Psalmodiam*, data Romæ die 15ta Januarii, a. 1631. Dieser Urban beruft sich zugleich auf Clemens. So beruft sich auch

12) Auf diese und andere seiner Vorgänger, voraussetzend die Verbindlichkeit der Geistlichen zum Beten des Breviers, Pius VI., in constitutione: *Religiosos*... data Romæ die 6ta sept. 1785. Und gewiß setzet diese Verbindlichkeit Pius VII. schon dadurch voraus, daß er den vorigen schon lange und länger im Brevier enthaltenen Festen noch neue beifügt; z. B. das, welches den 24sten Mai, zur Ehre der Mutter Gottes, unter dem Titel: Auxilium Christanorum, gefeiert werden sollte. Wollte ich

13) Von den durch die Vorgänger des gegenwärtigen Pius angeordneten Festen insbesondere reden: wie viele der Päbste würde ich dann noch nennen müssen? Alexander VII., der von 1655 bis 1667; und Innozenz XI. der von 1667 bis 1689 regierte, könnten hier indeß noch deßwegen als Probe dienen, weil sie mehrere Sätze, die man gegen die Pflicht, das Brevier zu beten, geltend machen wollte, verdammten und verwarfen.

14) Werden mehrere dieser päbstlichen Verordnungen in corpore juris canonici erwähnt, ausführlich angesetzt, und cap. *Dolentes referimus*, wird in virtute S. obedientiæ befohlen, die kanonischen Tagzeiten fleißig und andächtig, studiose et devote, zu beten. So brauchte ich dann

15) zum Beweise einer schwer verbindenden Pflicht hinsichtlich des fraglichen Gegenstandes, nicht einmal zu nennen die von der Kirche den Ungehorsamen bestimmten Strafen; also auch nicht die constitut. Benedicti XIV.: *Cum semper* — daß sie z. B. die Früchte aus dem Beneficium nicht ziehen, und die gezogenen nicht rechtlich behalten können: «fructus non faciant suos.« Die Worte aber womit die erwähnten päbstlichen Bullen schließen, setze ich indeß

16) gerne bei: «Nulli ergo omnino hominum liceat, hanc paginam .... infringere, vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attentare præsumserit, indignationem omnipotentis Dei et beatorum Petri et Pauli, Apostolorum ejus, se noverit incursurum.« Doch deutlich genug ausgedrückt von der gesetzgebenden Macht, daß sie sub peccato mortali verbinden wolle, verbinde! In die Ungnade Gottes und seiner Apostel fällt man doch nur durch Nichtbeobachtung der sub gravi peccato verbindenden Gesetze! Wenn wir nach Jesus heiliger Lehre, Mark. XII, 17, Matth. XXII, 21; und nach seiner heiligen Apostel Ausdrücke, I. Pet. II, 18, Ephes. VI, 5, den weltlichen Obrigkeiten gehorchen müssen: sollten wir dieß vielmehr nicht unsern geistlichen Obern schuldig seyn? Daß ich in dieser Behauptung nicht irre, dafür bürget mir

17) eine unzählige Menge Theologen und Kanonisten, ja Alle, welche als Professoren der Theologie und des Kirchenrechtes, oder als Verfasser zu diesem Gegenstande gehöriger Werke, berühmt sind. Den Einen und Andern anzuführen, wird wohl hinlangen.

a) Der als Theolog und Kanonist rühmlichst bekannte P. Schenkl behauptet, Part. II. de jur. eccles. §. 424.: «Subdiaconus præterea *obligatus* ... 3. ad horas canonicas in dies recitandas;» und §. 434.: «Clerici status sui *officia* sedulo et accurate exsequantur, scilicet, studiose

decenter, devote divinum officium celebrent, horas canonicas persolvant.... Mit diesem stimmt überein

b) Dr. Ferdinand Walter, Professor zu Bonn, welcher in seinem Lehrbuche des Kirchenrechts (Bonn 1822. S. 220), unter den vornehmsten Pflichten des Geistlichen das Brevierbeten zählet. „Sie sind zu gewissen regelmäßigen Gebeten (horæ canonicæ) verpflichtet, welche aus den regelmäßigen öffentlichen Andachtsübungen der früheren Zeit entstanden sind.“ Diese und alle echte Theologen und Kanonisten lehren einstimmig, die Welt- und Ordensgeistlichen, Jene sobald sie Subdiakonen, Diese vom Augenblicke, wo sie die Profession abgelegt haben, auch alle Benefiziaten von der Zeit, in der ihnen das Benefizium gegeben, hätten sie auch nur die Tonsur, seyen zum Beten des Breviers, wozu auch in festo S. Marci und tribus feriis Rogationum die Lytaniæ majores de omnibus Sanctis, cum versibus et orationibus adjunctis, in commemoratione omnium fidelium defunctorum das Officium Defunctorum, trium Lectionum cum Laudibus gehören, sub peccato mortali nicht nur im Ganzen, sondern auch hinsichtlich eines jeden beträchtlichen Theiles verbunden. Dafür bürget mir auch

18) die Zustimmung aller rechtschaffenen Geistlichen; und es ist nicht einmal nöthig ihre Worte darüber zu vernehmen, da ihre Sorgfalt das Brevier zu beten, ihre Unruhe bei eintretenden Hindernissen zur Zeit, in der sie es zu beten pflegen, genügende Bürgschaft leisten von ihrer innern Ueberzeugung, daß sie dazu streng verpflichtet seyen; ja

19) darf ich sagen, ist kaum einer der gemeinen Laien, der nicht wüßte, daß der Geistliche sein Brevier beten müsse. Sogar wissen das

20) viele der Nichtkatholiken. Ein Verwalter auf einem adelichen Hause im Münsterlande, welcher für die benachbarte katholische Gemeinde einen Geistlichen im Hospitz ha-

den mußte, entfernte denselben, sobald er sich überzeugt hatte, daß er das Brevier nicht betete, mit den Worten: „Einem pflichtvergessenen Manne könnte er nicht trauen; er würde für seinen Herrn wohl einen braven Geistlichen finden.“

Aus dem Gesagten gehet nun hervor, daß in dem fraglichen Gegenstande nicht nur eine Gesetzkraft habende Gewohnheit von den ersten Zeiten der Kirche an eintritt: sondern auch zugleich ein mehrere Male bis auf unsere Tage erneuertes positives Gesetz der legitimen Obrigkeit vorhanden ist: somit konnte und kann keine Consuetudo contraria (auch angenommen, die andern in diesem Falle nach dem Kirchenrechte erforderlichen Bedingungen wären da: die indeß hier alle noch weit fehlen) für das Gegentheil angeführt worden. Man kann es mir daher nicht verübeln, wenn ich sage, daß Keiner derjenigen, die das Brevier nicht beten (eine aus wichtigen Gründen von der Obrigkeit erhaltene Dispense macht hier Ausnahme) sich das Prädikat moralischer Güte zueignen könne. So Einer erkennt hier entweder die Pflicht, — oder nicht: im ersten Falle liegt das Unmoralische deutlich vor Augen; und im andern ist es krasse Unwissenheit, also an Immoralität wieder nicht zu zweifeln. Zwar suchen sie sich, wenigstens vor der Welt zu entschuldigen:

a) sagt Einer: Die Päbste, welche das Gesetz vom Brevier gaben, waren meistens Klostergeistliche, und brachten so die Gewohnheit des Klosters mit, welche sie dann als Gesetz auf die ganze Kirche ausdehnten. — Allein wir haben bewiesen, daß nicht nur die Klostergeistlichen, sondern auch jeder Privatkleriker diese Vorschrift beobachtet habe: gesetzt aber auch, diese Verbindlichkeit rühre ursprünglich aus dem Klosterleben her; so wird den jetzigen Geistlichen keine Lossagung von dieser Verbindlichkeit gestattet: denn es fragt sich hier nicht so sehr, wie diese Verbindlichkeit entstanden sey, als ob Eine wirklich da sey. Wir haben sogar in unserer katholi-

schen Kirche einige Gebräuche, die von den Juden ursprünglich herkommen, und doch streng verbindlich sind.

b) Andere geben vor, die Tagzeiten wären nur für das Chor: ich sollte aber glauben, daß ich auch ihnen schon vorher geantwortet habe. Das Absingen derselben geschah freilich im Chore, und ward von den ersten Zeiten an, von Weltgeistlichen, in allen Dom- und Stiftskirchen täglich, auch in vielen Pfarrkirchen, wo mehrere Geistliche waren, wenigst an Sonn- und Festtagen, und von der Entstehung der Ordensleute an, auch von diesen täglich beobachtet, bis auf unsere Tage, worin der gierige Poltergeist der Zeit viele geistliche Korporationen mit Heißhunger verschlang: allein Alle, welche, (wenn sie auch nur eine der höheren Weihen, oder ein Beneficium erhalten, oder Profession abgelegt hatten), dem Chore einmal nicht beiwohnten, oder doch davon ausgenommen waren, wie die einzeln oder doch nur mit einem oder andern wohnenden, oder zum Chore nicht verpflichteten Weltgeistlichen, mußten die Tagzeiten privat beten; wie, wenn auch die hier von ersten Zeiten her sprechende Gewohnheit nicht entscheiden soll, aus der N.° 12 angeführten, auf das Koncil von Trient sich berufenden Konstitution, Pius V. besonders aus i), — und den folgenden Nummern 13 — 20 folgt. Andere sagen,

c) sie könnten das Brevierbeten mit ihren Pfarrgeschäften nicht vereinigen.

Wie die gütige Mutter, die Kirche, Den nicht zu den Tagzeiten verbindet, welchem das Beten derselben, wegen Krankheit unmöglich ist, so auch nicht Den, welchem dringende Pfarrgeschäfte Das unmöglich machen. Indeß: Eine überaus große Freude ist es mir, — sagte mir ein ehrwürdiger Pfarrer, der in einer großen Gemeinde nur einen Gehülfen hatte, und in der Seelsorge grau geworden war, — daß ich mich nie zum Auslassen des Breviers entschloß, wenn auch meine Pfarrgeschäfte noch so sehr sich anhäuften. Hirt-

licher Eifer und gründliche Wissenschaft gehören zu den Charakterzügen dieses Mannes. Wie viel weniger werden sich dann

d) Diejenigen entschuldigt halten können, welche Höflichkeits halber, z. B., weil Fremde gegenwärtig sind, die kanonischen Tagzeiten unterlassen? Diese mögen sich an das: Si hominibus placerem etc. des heil. Paulus. — Wie aber wenn

e) Einer keine Andacht bei diesem Gebete findet? Mit solcher Entschuldigung könnte man sich von dem Gebete überhaupt lossagen. — Uebrigens dürften wohl Jene, welche diese Einwendungen vorbringen, auch anderweitig nicht die eifrigsten Männer des Gebetes seyn. Man wolle nur mit Einfalt und Aufrichtigkeit beten, und die Andacht wird sicher nicht ausbleiben. *)

Das Brevierbeten, freilich wenn es geschieht, wie es geschehen soll, ist eine in verschiedenen, ja allen Hauptzweigen sich erweisende Ausübung des Gebots der Liebe zu Gott, zu sich und den Nebenmenschen; des Hauptgebotes, nach Christus heiliger Lehre, Matth. XXII, 39., dieser ersten der Tugenden, dieser Quelle alles hiesigen und einstigen Glückes; es ist ein Glaubens-Bekenntniß, nicht nur allein von der allerheiligsten Dreieinigkeit, der Menschwerdung des Sohnes, der Verehrung der Heiligen, des Reinigungsortes, des Nutzens des Gebetes für die Verstorbenen, sondern durchaus aller Wahrheiten unsers heil. Glaubens; täglich, oder doch durch die im Jahre angeordneten Feste: der Geburt, des Leidens, der Auferstehung, der Himmelfahrt Jesu, der Ankunft des heil. Geistes über die Apostel ꝛc. Es ist durch das

*) Zwar weiß man wohl, daß das römische Brevier kleine Mängel hat; allein es hat auch seine Vorzüge: und wo wird der Gebetscheue nicht Mängel finden?

Beispiel der Heiligen eine immerwährende Aufmunterung zur Tugend ꝛc.

Unverkennbar ist zu diesem Zwecke das Brevier. Die Psalmen, die Hymnen, die Cantika, die Lektionen, die Responsorien, die Verse, die Antiphonen, die Collekten — Alles zielet dahin. Und da das Ganze aus den heil. Schriften des alten und neuen Testamentes entweder gerade, wie es darin vorkommt, in größeren oder kleineren Bruchstücken genommen, oder doch aus dem nach der heil. Schrift eingerichteten Leben der Heiligen, — so spiegeln sich die Offenbarungen, die Erbarmungen Gottes in den von den Geistlichen zu betenden Tagzeiten wieder und wieder; die Wahrheiten der heil. Religion werden für und für dem Geistlichen ans Herz gelegt. Oder welche Tugend findet im Breviere nicht ihr Lob? welcher Glaubenssatz findet nicht eben daselbst einen Beweis? Wenn man von mir forderte, die katholischen Wahrheiten aus dieser Quelle zu beweisen: wirklich mir würde nicht bangen, da ich völlig überzeugt bin, daß ich wenigst den einen und andern Text für den jedesmaligen Satz würde anführen können. Und einige Feste sprechen ja wie ganz von dem Geheimnisse, das der Gegenstand der Feier ist. Ich darf hier nur hinweisen auf das Officium sanctissimi Sacramenti, das vom heil. Thomas von Aquin verfaßt und von der Kirche vorgeschrieben ist: wie zeigt uns darin beinahe jedes Wort den Glauben an die wahre Gegenwart Jesu in dem allerheiligsten Sakrament, an das heil. Meßopfer? wie entflammt es den Betenden zum Vertrauen, zur Liebe des Gütigsten, Liebevollsten! oder man betrachte auch nur die Hymnen: Jesu Redemtor omnium....; Ibant Magi, quam viderant...; Ad regias Agni dapes...; Salutis humanæ sator...; Veni creator Spiritus...; Jam sol recedit igneus...; Pange lingua gloriosi...; Ave maris stella...; Te splendor et virtus Patris...; Exultet orbis gau-

dis...; Deus tuorum militum...; Sanctorum meritis inclyta gaudia...; Iste confessor...; Jesu corona virginum...; Fortem virili pectore... weisen sie nicht auf die Wahrheiten des Glaubens und die Regeln der Sittlichkeit hin? Wie dieses aus dem von mir gewählten Officium de Confessoribus sich ergibt, so verhält es sich mit jedem andern. Es mag ein proprium seyn, oder ein de communi Apostolorum, Martyrum... so wird man den Glaubenssatz, das Geheimniß, oder die Tugenden der h. Maria, der Engel, der Apostel, Martyrer, Beichtiger, Jungfrauen, Wittwen gewahren.

Daß die ganze heil. Schrift wörtlich im Breviere enthalten ist, sage ich freilich nicht: indeß, daß dieses ein Compendium von Jener sey, wird Der, welcher die Bibel und die Tagzeiten kennet, nicht läugnen. — Die Psalmen und Cantika kommen doch, die Ferien mitgerechnet, im Jahre alle vor; das heil. Evangelium in der Exposition der Väter auch beinahe ganz; wie auch die Geschichte und die Briefe der Apostel, die Propheten, und bald alle Bücher des alten Testamentes.

So sieht der betende Geistliche die ganze Geschichte der Religion: den Fall des Menschen, die Erlösung des Menschen vorhergesagt oft, sehr oft, wirklich diese erfüllet; er sieht die Vereinigung aller Bücher der heil. Schrift in Einem, in Jesus; er sieht, nach dem Worte des gelehrten und ehrwürdigen Hrn. Sailer zu reden, die Erbarmungen Gottes, den Menschen durch Christus selig zu machen.

Auch ist das Brevier zugleich ein Mittel, den Geistlichen in die heil. Schrift einzuweihen, ihm dieselbe geläufig zu machen, damit er selbst Leben daraus ziehe, und Andere aus dieser göttlichen Quelle nähren, stärken könne. Da hätten wir einen Zweck, woraus die Kirche dasselbe so ordnete, und dem Geistlichen zu beten vorschreibt. Nach der Lehre Jesus

Luk. XVIII, 1, und seines Apostels I. Thessal. V, 17, sollen wir alle einhellig ohne Unterlaß beten; wie vielmehr denn wir Geistliche? Die Gebete sind ja, wie der erwähnte Herr Mich. Sailer sich ausdrückt, die Reiserchen, welche wir immer wieder aufs Herz legen sollen, damit die, in diesem flammende, Liebe zu Gott nicht erlösche; das Gebet ist ja eine Unterhaltung des Menschen mit Gott seinem Schöpfer, Herrn, innigsten Freunde; und es kann des Menschen Seele ohne diese Unterhaltung mit Gott eben so wenig gesund, stark seyn, leben, als der Leib ohne Speise und Trank. Wie sollte denn dieses nicht vielmehr Sache seyn müssen für Den, welcher auf eine besondere Art Gott geweihet, diesem vollkommensten Geiste sich immer mehr verähnlichen, seinen Geist, und die Seelen, den Geist Anderer zu Jenem führen, Der so eigentlich dem Geiste nach leben, dessen Wandel dem Geiste nach im Himmel seyn soll, gemäß der Lehre und des Beispieles der Apostel: Röm. VIII, 4, 5; XII, 11, 12; Philip. III, 20; Kolosf. III, 2; wie auch das Wort Geistlich schon andeutet?

Der trierische Bischof Nicetius beschrieb im sechsten Jahrhunderte den wichtigen Inhalt des Breviers und besonders der Psalmen so kraftvoll, daß wir nicht umhin können, dessen Worte hier beizufügen. «Quid in hoc officio, in his psalmis non invenies, quod faciat ad utilitatem et ædificationem, ad consolationem humani generis, conditionis, sexus, ætatis? Habet infans quid lacteat, puer quid laudet, adolescens quid corrigat viam; juvenis quid sequatur, senior quid precetur. Discit femina pudicitiam, pupilli inveniunt patrem, viduæ judicem, pauperes perspectorem, advenæ custodem. Audiant reges judicesque quid timeant: Psalmus tristes consolatur, lætos temperat, iratos mitigat, pauperes recreat, divites ut se agnoscant, admonet, et ne superbiant, increpat, omnibus

omnino suscipientibus se aptam medicinam contribuit. Psalmus, nec peccatores dispicit, sed remedium eis per pœnitentiam lacrymosam salubriter ingerit. Dominus itaque Deus noster per David servum confecit potionem, quæ dulcis esset gustu per cantationem et efficax ad curanda vulnera peccatorum per suam virtutem : suaviter enim Psalmus auditur, dum canitur ; penetrat animum, dum delectat ; facile Psalmi memoria retinentur, si frequenter psallantur ; et quod legis austeritas ab humanis mentibus extorquere non poterat, hi per dulcedinem cantionis excludunt. Nam quidquid Prophetæ, quidquid evangelia ipsa præcipiunt, in his carminibus suavi meditantium dulcedine continetur.»

« Deus ostenditur, ut timeatur, simulacra ridentur, justitia ingeritur, iniquitas prohibetur, misericordia laudatur, incredulitas abdicatur, veritas requiritur, mendacia damnantur, dolus accusatur, innocentia collaudatur, superbia dejicitur, humilitas sublimatur, pœnitentia prædicatur, pax sequenda depromitur. Contra inimicos protectio postulatur, vindicta promittitur, spes certa nutritur, et quod his est omnibus excellentius, in psalmis Christi sacramenta cantantur. Nam et generatio ejus exprimitur, et rejectio plebis impiæ et gentium hæreditas nominatur, virtutes Domini cantantur, passio venerandа depingitur, resurrectio gloriosa monstratur, sedes quoque ad dexteram mirabiliter delineatur. Deinde igneus Domini manifestatur adventus, terribile de vivis et mortuis judicium panditur. Quid plura ? Etiam Spiritus creantis emissio et terræ renovatio revelatur, post quæ erit in gloria Domini sempiternum justorum regnum, peccatorum perenne supplicium. Hæc sunt cantica Dei, quæ canit ecclesia Dei. Hæc sunt quæ hic noster conventus sono etiam vocis exercet, hæc non solum can-

torem non resolvunt, sed potius stringunt.» — So der Bischof Nicetius bei Achery Specileg. Tom. III. pag. 8.

Durch das mündliche Beten des Breviers gibt der Geistliche seinem immer anhaltenden Gebete durch Werke: d. i., andern Geschäften seines Berufes, Studiren, neue Kraft, neuen Schwung, legt durch jede der Tagzeiten neue Reiserchen zur Nahrung der Flamme der Liebe zu Gott auf sein Herz, wie wir natürliches Feuer auch durch öfteres Hinzulegen brennbarer Materie, oder durch eine große Quantität dieser auf einmal, anhaltend machen: ein anderer Zweck, woraus die heil. Kirche das Brevier den Geistlichen zur Pflicht macht.

Freilich könnte der Geistliche die ihm so nöthige Kenntniß der heil. Schrift durch Lesen derselben sich erwerben, könnte durch selbst gewählte andere Gebete die Andacht, die Liebe zu Gott fördern, immer mehr entflammen: allein, wenn die Kirche um jene Zwecke desto kraftvoller, allgemeiner zu erreichen, ein bestimmtes Gebet vorschreibt, wie wir aus dem Gesagten wissen, so kann der Geistliche sich von diesem nicht lossagen, wenn er auch übrigens noch so fleißig die Bibel läse und betete: der brave Geistliche betet sein Brevier gewissenhaft, erfüllet seine übrigen Pflichten gewissenhaft, lies't dazu gerne noch täglich, wenn es geschehen kann, die Bibel, sollte es auch nur das eine und andere Kapitel seyn, betet des Morgens, des Abends und sonst, dieses, jenes, selbst gewählte Gebet.

Wäre das Brevier keine Pflicht, das Lesen der heil. Schrift, das Beten Jenes der Willkühr der Geistlichen von der heil. Kirche überlassen: o wie Manche würden sich finden, die Beides, wie es seyn muß, nicht erfüllten! Darf ich hier auf Erfahrung hinweisen, so sieht man, wie gesagt, daß die Feinde des Breviers keine Freunde eines andern Gebetes sind: oder wie erklärt es sich, das solche, wenn sie

die heil. Messe lesen, ohne Vorbereitung den Altar betreten, vor demselben beinahe durch jede einzelne Handlung den Wunsch verrathen, ihn schleunigst wieder verlassen zu können; keine Danksagung verrichten; in andern geistlichen Diensten nur das Geschwinde sich zur Regel gemacht haben; bei lustigen Gesellschaften aber sich gerne oft und lange einfinden — überhaupt durch ihr laues, gleichgültiges, ärgerliches Betragen Mehr niederreißen, als aufbauen? Der Leib, den die Speise aneckelt, zeigt Spuren der Krankheit; sollte die Seele, welche keinen Geschmack am Gebete findet, wohl der Gesundheitsfülle sich zu erfreuen haben?

Aber, wenn das Brevier in deutscher Sprache wäre, da könnte man es andächtiger beten? Mag seyn bei Diesem und Dem, welcher unbewandert im Latein ist: der Geistliche soll aber doch die lateinische Sprache verstehen? und dann hat die Kirche für das lateinische Brevier ohnehin wichtige Gründe. Als todte, und an feste Regeln gebundene Sprache, ist sie gar keiner Veränderung unterworfen; somit die passendste, das unveränderliche Wort Gottes mitzutheilen; lateinische Aufsätze aus den ältesten Zeiten gefallen noch immer: die deutsche Sprache ist hingegen mit jedem Jahrzehend eine andere. Es müßten also oft, sehr oft die Breviere umgearbeitet werden, wenn sie dem Betenden auch des Ausdruckes wegen gefallen sollten; dafern man nicht häufige Klagen über das alte, elende Deutsch hören wollte. Die neuen, und wieder neuen Gebetbücher für die Laien erproben dieses. Was würden Einige der jungen Herren, die in den universitätischen Vorlesungen so schönes Deutsch hörten, sagen, wenn man ihnen ein Brevier darreichte, das mit zopfthümlicher Deutschheit ihnen zuredete! Versteht auch der betende Geistliche den lateinischen Ausdruck nicht jedesmal, ja würde es ihm gewöhnlich schwer, so kann das hier durch seine gute Meinung ersetzt werden; —

Zwar kommt in der Legende der Heiligen hier und da wohl Etwas vor, dessen historische Gewißheit nicht erwiesen werden kann, das die Kritik nicht ganz aushält, z. B., vom heil. Pabste Marzellinus, daß er aus Furcht vor den Martern den Götzen geopfert, feierlich sein Vergehen bereuet, bekannt, und herrlich die Marter für den Glauben an Jesus überstanden habe. Dieß sind indeß nur Umstände, die das Hauptfaktum, wie hier das siegende Ausharren in der Marter, nicht umstoßen; finden sich nur selten, und geben sich aus Mangel an hinlangend kritischer Kenntniß jener Privatleute, welche das Leben des fraglichen Heiligen beschrieben, wie eines Isidorus Mercator, von dem, als einem in der Hinsicht berüchtigten, das jus canonicum spricht; sind somit auch keine Zuschiebsel, welche der Essenz des Glaubens zu nahe treten. Eine neue Auflage des Breviers würde so Etwas entfernen; und wünscht man Diese, daher, oder auch sonst, eine etwa andere Einrichtung, so trage man auf dem gehörigen Wege deßhalb bei der geistlichen Obrigkeit an: bete aber, bis ein neues Brevier da ist, das alte auch dann, wenn man weniger Andacht dabei verspüren sollte; bete, weil es die legitime Obrigkeit als streng verbindende Pflicht aufgelegt hat, also aus Gehorsam, der besser ist als Brandopfer: « Melior est enim obedientia, quam victimæ. I. Reg. XV, 22. Eccles. I, 17. »

F. C. S.

Timotheus, eine Zeitschrift zur Beförderung der Religion und Humanität. 1ster Band S. 394 in 8. — 2ter Band S. 404. — 3ter Band 1stes Heft. Straßburg, gedruckt bei Joh. Heinrich Heitz 1821 u. 1822.

Diese Zeitschrift zeichnet sich vor vielen andern, welche aus der Feder protestantischer Gelehrten kommen, vorzüglich durch ihr unverkennbares Streben, und den sich durchaus gleichbleibenden löblichen Eifer aus, dem Verfalle der Sittlichkeit und Religiosität entgegen zu arbeiten. Diese schöne Absicht ist auch in der Einleitung, überschrieben: „Religion und Humanität," zweckmäßig entwickelt. In dem folgenden Aufsatze: „Ueber Wesen und Darstellung der Religion," heißt es S. 10 sehr schön: „Drei Zeugen in mir, Gemüth, Verstand und Gewissen, enthüllen das Wesen der Religion." Der ganze Aufsatz, die S. 20 vorkommende kirchliche Lehre abgerechnet, welche nur zwei Sakramente, die Taufe und das Abendmahl annimmt, enthält viel Wahres und Schönes. Nun folgt die Geschichte der Entstehung der Waldenser. Ueber die Darstellung derselben, welche natürlich der Ansicht der Kirche des Verf. gemäß gestaltet ist, bemerken wir nur so viel: daß er die Verdienste der Päbste jener Zeiten in Hinsicht ihrer Bemühungen, um die bessere Bildung des ganzen Abendlandes, dessen Einwohner, vorzüglich die höheren Stände, wilde und rohe Barbaren waren, viel zu niedrig anschlägt. Es ist vollends ungerechtes Urtheil, wenn den Päbsten die allgemeine Barbarei und das Sittenverderbniß zur Last gelegt wird. Wer war denn Schuld an dem noch viel verworfnern Charakter und dem schändlichen Zustande des Morgenlandes, dessen damalige Geschichte eine Kette von Bosheit, Unmenschlichkeit, Meineid, Falschheit, Treulosigkeit und widrigster Hu-

delei ist *)? Konnte das Oberhaupt der abendländischen Kirche mehr thun, um der rohen und wilden Sitte sowohl der weltlichen als geistlichen Stände Schranken zu setzen? Unparteiische Geschichtforscher unter den Protestanten, z. B. Heeren, und Andere, urtheilen ganz anders über die Päbste jener Zeit. Ohne ihre Opposition und coercitiven Maßregeln gegen die so willkührliche als harte Gewalt der weltlichen Machthaber, würde der schreckliche Zustand der Schwächern noch weit trauriger gewesen seyn. Daß der geistliche Stand hinter der Verdorbenheit des weltlichen nicht zurückblieb, war ohne Wunder nicht wohl anders zu erwarten. Der Pabst blieb dabei nicht gleichgültig, das beweisen seine Verordnungen gegen das ärgerliche Leben dieses Standes. Der heil. Bernard würde, wenn der Pabst als gleichgültiger Zuschauer des sittenlosen Wandels der Geistlichkeit angesehen worden wäre, nicht jene Betrachtungen voll Freimüthigkeit und Wahrheit seinem Zöglinge Eugenius übergeben haben. Und gewiß kannte er den Zustand der Kirche besser, als ein Peter Waldo, und ähnliche Menschen dieses Schlages, und dennoch war er weit entfernt, neue Meinungen, Trennungen von der Kirche, und andere eigenmächtige Gewaltschritte zur Erneuerung der Kirchenordnung und Wiederherstellung der Sitten der Geistlichkeit, nothwendig zu finden. Nur Leidenschaft, Sonderbarkeit und Schwärmergeist verleiteten von jeher zu solchen Unternehmungen. Scheinheiliger Eifer, affectirte Weltverachtung und äussere Strenge mußten als Lockmittel für wankelmüthige Schwindelköpfe in Thätigkeit gesetzt werden. Wie weit der heil. Bernard über sein Zeitalter und über die folgenden hervorragte, beweiset sein lautes und wieder-

*) Beim Weiterlesen trafen wir im vierten und fünften Hefte S. 231 u. 290 auf dieselbe Erklärung und Bestätigung des oben Gesagten.

holtes Mißbilligen der gewaltsamen Ketzerverfolgungen. — S. 49 folgt der Aufsatz: „Die Stiftung der christlichen Kirche, durch den göttlichen Geist. Eine Pfingstbetrachtung.“ Auch dieser Absatz enthält viel Schönes; doch können wir die S. 57 angedeutete unsichtbare Kirche nicht so gedenkbar finden, wie sie heutiges Tages wieder neuerdings zur Sprache gebracht wird. Eben so einseitig und einer besondern Schule zugehörig erkennen wir S. 59 die Behauptung, daß „aus des Mittelalters grauen Nächten, wo Sittenlosigkeit und Priestergewalt, Despotismus und Aberglaube das reine Evangelium zu verschlingen droheten, eine segensvolle Kirchenverbesserung hervorgegangen sey.“ — Verschiedene Wege führen zum Ziele. Eine Allegorie. Schon der Titel spricht den Inhalt dieses Aufsatzes aus. — Heft 2. S. 73. Ueber die Fortbildung der Religionskenntniß. Was die meisten Protestanten unter dieser Fortbildung verstehen, ist bekannt, und wohin dieselbe unter den Händen der Aufklärer die christliche Religion gebracht habe, ist nicht minder bekannt. Der Katholik hat sein unverändertes Glaubenssystem, dessen Erweiterung und Fruchtbarer- und Wirksamermachung ihm Stoff genug zur Fortbildung in der Religiosität gibt. In so fern ist die Religionswissenschaft ihm eine unerschöpfliche Quelle zur Bildung eines Gott ähnlichen Sinnes. Was der Verf. S. 79 sagt, daß wer die Religion zum bloßen Verstandesglauben machen, und Alles durchschauen und begreifen wolle, vom Wahnglauben zum Unglauben gelange, der dem Herzen seine Ruhe und seinen Trost raube, dieß ist traurige Wahrheit, bestätigt durch die ungezügelte Zweifelsucht, zu welcher unmittelbar der Grundsatz der Jedem zuständigen freien Prüfung der Glaubenslehren führen muß. Was hier vom blinden und vernünftigen Glauben gesagt wird, ist, recht genommen, bloßes Wortgemenge. Der vom Wissensdünkel nicht tyrannisirte Christ, wel-

cher den Lehren seiner Kirche gläubig und gewissenhaft nachkommt, ist ein gottgefälliges Glied seines Reiches, und das Menschenurtheil, er sey ein blindgläubiger Nachbeter der Lehrvorträge eines Andern, verringert nicht im Geringsten seinen Werth in den Augen Dessen, der allein Herzen und Nieren prüfet, und die stolze Weisheit als verworfen erklärt hat. S. 84 steht abermal die Behauptung: „Nirgends sind Ungläubige häufiger, als in den Ländern, wo blinder Glaube am dringendsten empfohlen wird, weil da der Witz des Spötters und die Scheingründe des Zweiflers das Religionsgebäude, das auf lockerm Boden stehe, gar zu leicht erschütterten.“ Wir sind dergleichen Behauptungen zu lange schon gewöhnt, als daß wir nöthig fänden, etwas mehr darauf zu erwiedern, als dieß: daß die protestantische Kirche uns in unserer Kirche jene Menge von Zweiflern, Rationalisten, Socinianern ꝛc. und jenes Heer von Indifferentisten und Religionsgegnern nachweisen solle, über welche nicht erst seit heute, von so vielen wackern Männern ihrer Kirche so bitter geklagt wird. Wie viele der annoch sogenannten Katholiken müßten, wenn sie die Veranlassung ihres Abfalles angeben sollten, die Schuld auf das Lesen protestantischer Bücher werfen! Daß diese Menschen den Evangelischen schon nahe genug stehen in Gesinnung und Grundsätzen, und so aufgeklärt denken, als irgend einer von den Protestanten, das eben ist ein deutliches Zeugniß des eben Gesagten. Worin die Aehnlichkeit der Gesinnung, die sie mit den Protestanten gemein haben, bestehe, wissen wir so gut, daß wir Letztere gar nicht um ihren Erwerb beneiden, noch dem Werthe der Beweggründe das Mindeste entziehen wollen, wenn wir sagen: daß bei den Meisten niedere Maul- und Gefalldienerei und Aufklärerspiegelfechterei es sey, was sie zu der Rolle gebracht habe, sich an diese Partei anzuschließen. Was der Verf. S. 89. vom Glauben und der Erwei-

terung der religiösen Erkenntnisse sagt, das ist auch unsere Meinung; der Glaube muß thätig seyn, und immer besser und vollkommener machen. — „Wiklef, Reformator in England, und die Bettelmönche, von A. Jung.“ Was wir oben von den Waldensern erklärt haben, gilt auch von diesem Reformator. Er und seine Gegner fochten mit leidenschaftlicher Erbitterung gegen einander, wie der blinde Rechthabergeist immer thut. Wer aus diesem trüben Wasser dennoch reines, gesundes Trinkwasser schöpfen zu können meint, mag es versuchen, mag, was es auch erhalte, ausgeben wofür er will, wir haben nichts dagegen. — „Des Frommen Blicke in die Zukunft.“ Religiöse Gedanken über Joh. XVI, 5—15. viel Gutes enthaltend, aber in einem zu preciösen Style vorgetragen. — „Eröffnungsfeierlichkeiten bei der Versammlung der großherzogl. Badischen Generalsynode in Karlsruhe, zur Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen.“ Enthält nichts Neues. — „Heirath eines katholischen Geistlichen.“ Enthält die Geschichte des Reg. Raths Koch, die schon bekannt ist.— III. Heft „Ueber sittlich religiöse Bildung.“ „Wer, heißt es S. 151., ein Kind sittlich-religiös erziehen will, muß selbst sittlich-religiös gesinnt seyn;“ eine Wahrheit, deren Wichtigkeit unser Zeitalter gegenwärtig so sehr verkennt, daß es wirklich mit der systematischen und methodischen, irreligiösen Bildung der Jugend nie so weit gekommen war, als es dermalen ist. Aber wer wollte auch von so verdorbenen Eltern, deren es so viele gibt, eine bessere Erziehung erwarten? Weltklugheit, Falschheit, Ehrgeitz, Gemächlichkeit und Schwelgerei sind die Muster der Nachahmung für die Kinder der Eltern in den meisten höhern Ständen. Kein anderer Laut kommt ihnen zu Ohren, als sich durch schlaue Gewandtheit einst geehrt und glücklich zu machen. Man sorgt ängstlich für frühzeitiges Einprägen der Welttugenden, welche allein zu Ehren bringen. Verstellung und Schalks-

sinn sind die vornehmsten, die man durch eigene B'spiele dem Kinde einübt. Das Wort Religion und Christenthum hat dieselbe Bedeutung, wie der Tag den man heute Montag, und den folgenden Dienstag nennt, sonst hat der Titel nichts Wichtiges an sich. — Was in dieser ganzen Abhandlung von der physischen, und besonders von S. 162. an, von der sittlich-religiösen Erziehung des Kindes gesagt wird, ist überaus anziehend, und sollte jedem Mutterherzen recht bekannt und wichtig seyn. Die S. 173. beigefügte Anmerkung konnte, der individuellen Meinung des Verf. ungeachter, doch ganz wegbleiben. Das Böse in jedem Menschen, welches so sehr die Neigung zum Guten überstrebt, läugne wer da kann. So gieng der erste Mensch nicht aus Gottes Hand; seine Sünde hat sich nur zu unverkennbar auf uns fortgeerbt. — „Der religiöse Zeitgeist." Was hier von den Hindernissen gesagt wird, die sich diesem Zeitgeiste, als so starke und übermüthige Gegner in den Weg stellen, ist leider sehr wahr. S. 178. „Thörichte Menschen, der Morgen ist da; das Licht kommt vom Himmel, die Finsterniß aber von der Erde; ihr suchet Rettung und Hülfe in den Wohnungen des Todes." Von S. 181 an werden die Gegner der Religion geschildert. Da sind nämlich jene stolzen Halbwisser, welche dem Aufklärlingsgötzen scheinbar huldigend, überall ihre ohne Prüfung aufgefaßten Meinungen so schneidendabsprechend von sich geben, kurz wahre Weltknechte und wohlgeregelte Weltklugheitssclaven, ohne Achtung für Gott und Wahrheit und Recht. Man kennt den sogenannten Mann von Ehre, von dem der verewigte Pfeffel erzählt:

„Ein Sultan gab mit flammendem Gesicht
Einst seinem Großvezir die schmeichelhafte Lehre,
Er sey ein Dummkopf. Nein das bin ich nicht,
Rief dieser aufgebracht, ich bin ein Mann von Ehre,
Und höchstens nur ein — Bösewicht."

Unserer so aufgeklärten Zeit verdanken wir auch diesen so gar häufig vorkommenden Charakter, vorzüglich in unsern Amtsstuben ꝛc. ꝛc. Was nun von S. 186 an über eine andere Gattung solcher Elenden gesagt wird, welche eine Beute des Unglaubens oder des sogenannten Mystizismus, — das Wort selbst heißt Mystik — geworden sind, auch diese Erzeugnisse sind leidige Geschenke des schmählichen Zeitgeistes. Den Unglauben gebahr Verzweiflung an eigener Umkehr zum Guten, und diesen Mystizismus, — denn Mystik ist es nicht — entnervte und abgestumpfte Sinnlichkeit und deutsche Albernheit und Wahnwitz. Diese Tollhäuslereckelhaftigkeit soll als Lückenbüsser der wahren Besserung dienen, wozu der Muth und die ernste Kraft gebricht. Unsere Aufklärungskrämerleute mögen sich freuen über solche Erscheinungen, als Beweise der schönen Gaben, die sie der Welt geschenkt zu haben sich brüsten. Auch die verschollene Teutschthümel-Lümmelei und Turnflegelei, und die hochheilige Industrie und dergleichen mehr, gehören ihnen unbestreitbar an. Der ganze Aufsatz enthält beherzigungswürdige Wahrheiten. — S. 199. Protestantisch oder Evangelisch. Dem Verf. dieses Aufsatzes mißfällt die königl. Preuß. Verordnung, welche den Gebrauch des Wortes Protestant, wenn wir nicht irren, — bereits zum zweiten Mal verboten hat. Welche Beweggründe diese Verordnung veranlaßt haben mögen, werden wir denen zu entwickeln überlassen, welche soviel Zauberkraft in dem Worte entdeckt haben, und daher nicht stolz genug das Wort zur Schau tragen können. „Dem Wort- und Sachverstand nach, sagt der Hr. Verf., bedeutet das Wort protestantischer Christ, einen solchen, der sich, sein Gewissen und seine religiöse Ueberzeugung gegen alle Glaubenssätze verwahrt, die nicht aus dem klaren Buchstaben des neuen Testaments hergeleitet, und als Lehren Jesu und seiner Apostel bewiesen werden

können. Dabei stellt er es jedem Andern anheim, zu glauben, was er seiner Ueberzeugung nach annehmen kann, ohne sich ihm darum feindselig, drohend, verfolgend, u. s. w., gegenüber zu stellen." Nein! das muß wahr seyn: der echte Protestant, der reinprotestantische Mensch steht dir weder feindselig, noch drohend, noch verfolgend gegenüber, wenn du nur seine Partei zu halten dich anstellst. Er fragt nicht, ob du an einen Christus oder an einen Gott glaubest, wenn du nur seinem Titel huldigest. Auch handelt er hierin ganz folgerecht: denn, wenn er nicht aus dem klaren Buchstaben des neuen Testaments herleiten kann, daß Christus kein bloßer Landrabiner, oder gewöhnlicher Mensch, sondern Gottes Sohn ist, wer will ihm seine Ueberzeugung oder Meinung nehmen oder wehren wollen? Hat Der, so da Etwas glaubt und im klaren Buchstaben des neuen Testaments gefunden hat, etwa ein größeres Recht, als Der, welcher Das, von Jenem klargefundene, nicht glaubt, folglich nicht klar darin gefunden hat? Und sollte er den stolzen Namen: Protestant, umsonst tragen, und nicht, weil er sich so nennt, alle Fähigkeiten haben, in dem besagten Buche Das zu finden, was er als klar zu erkennen, die besondere Eigenschaft hat? Der Widerspruch, daß der Eine Dieß, der Andere Jenes im Buche klar oder dunkel oder undeutlich erkennt, und Keiner so leicht einerlei in demselben gegebenen Texte findet, stört den Protestanten keineswegs im Besitze seines großen Rechtes, ein Protestant zu seyn.

Was den Titel: evangelisch, angeht, so wollen einige sonderbare Köpfe diese Benennung etwas anmaßend finden, indem es scheinen wolle, als behaupte man mit diesem Titel: Niemand als die sogenannten Protestanten hätten das Evangelium, oder ausser ihnen glaube Niemand daran, es müßte denn ein von einer Bibelgesellschaft als Ehrenmitglied aufgenommener Katholik seyn, dem man gnadenweise denselben

Titel zuzugestehen sich bereitwillig fände u. s. w. — S. 204 „Beschluß der Verhandlungen der großherzogl. Badischen General-Synode in Karlsruhe, zur Vereinigung der beiden protestant. Kirchen." Enthält nichts Merkwürdiges, ausser daß der vorgelegte neue Katechismus nicht angenommen wurde, weil darin die Glaubenslehren nicht so bestimmt herausgehoben sind, als das Lehrbuch, das zugleich eine Art Konfessionsbuch seyn soll, nach der Meinung der General-Synode fordern zu müssen schien. Das Wesentlichste der dießfälligen Punktationen ist: Brod und Wein bleiben auch nach der Einsegnung noch, was sie waren; allein (S. 207) mit ihnen empfangen wir den Leib und das Blut Christi, zur innigsten Vereinigung mit unserm Heilande Jesus Christus. — S. 209 „Antwort des Hrn. Benjamin Constant auf eine von Hrn. Heinrich v. Bonald gegen die protestant. Kirchen vorgebrachte Verläumdung." Gegen die von Hrn. v. Bonald gegen Calvin, Beza und andere Stifter der reformirten Religionslehre, geäusserte Meinung: daß die Stifter dieser Kirche, aus Hang zur Wollust, auf Mord und Meineid solche gegründet hätten, tritt Herr Benjamin Constant, im Courrier français vom 9. August 1821, klagend auf. Die Folgen dieser Irrung sind hier nicht weiter berührt. — „Ueber Erziehung und Unterricht der Töchter aus wohlhabenden Bürgerfamilien, von G. H. Laib." Nach der Rezension über diese Schrift geht der Zweck des Verf. dahin, darzuthun: daß wohlhabende Bürgerfamilien für die Erziehung und Bildung ihrer Töchter keine Pensionate, wohl aber gut eingerichtete Unterrichtsanstalten nöthig haben. IV. Heft. „Die Würde des Menschen. Eine religiöse Betrachtung an einem Herbstmorgen." Der Inhalt handelt von den Vorzügen des Menschen vor den übrigen Geschöpfen der Erde. — Die griechische Kirche. „Geschichte der Trennung der griechischen und lateinischen Kirche." Die ganze Darstellung, gegen alle Geschichte streitend,

hat diejenige Einkleidung, daß die Päbste von Rom gegen die morgenländischen Bischöfe im nachtheiligsten Lichte dastehen. — „Die Erziehung. Eine Allegorie.“ Unter dem Bilde einer Baumschule, die verschiedenen Wärtern anvertrauet war, wovon der Eine sich gar nicht um ihre Pflege kümmerte, der Andere sie unachtsam behandelte, der Dritte aber sie sorgsam erzog und veredelte, wird hier die Erziehung der Kinder vor Augen gelegt. — „Die Gesellschaft der christlichen Moral zu Paris. Ein Prospektus.“ — „Diogen und Asynet.“ Ein Gedicht, wovon der Schluß dieser ist:

„Da wo es noch an Sinn für Menschenwerth und Pflicht,
Für Göttliches und Ewiges gebricht;
Sucht Diogen die Menschen nicht.

V. Heft. „Vergesset über dem Irdischen das Himmlische nicht. Eine religiöse Betrachtung.“ Der Verf. schildert S. 280 und folg. das verkehrte Streben der meisten Menschen nach Ehre und Ansehen, Vermögen und Gut, Erkenntniß, Ruhe und Frieden, Genuß und Freude. Eben so schön sind auch seine Bemerkungen über die häuslichen Verhältnisse, über die Pflichten der Eltern in Betreffe der Erziehung ihrer Kinder, — dann die Winke für die Jugend, über Glück und Unglück, und über den Tod; bei jedem Gegenstand die Nutzanwendung: über dem Irdischen das Himmlische nicht zu vergessen. — Die griechische Kirche. „Verhandlungen zwischen der griechischen und den protestantischen Kirchen.“ Wieder sehr parteiisch gegen die katholische Kirche ist diese Erzählung. — „Beleuchtung einiger Prophezeihungen aus dem Briefe des Herrn Karl Ludwig v. Haller an seine Familie.“ Man kann sich vorstellen, wie jede Aeusserung des Herrn v. Haller, in seinem Sendschreiben, aufgenommen werde. Wie Tzschirner, deutet der Beleuchter dahin, daß da man heim-

lich ein Katholik seye, und Entbindung von den äusserlichen Gebräuchen dieser Kirche erhalten könne, dieses unsittliche Heuchelei sey, die sich gar wohl mit der Moral der Jesuiten, aber nicht mit den Grundsätzen des ehrlichen Mannes vertragen, und noch weniger mit den Grundsätzen der unverfälschten Lehre Jesu. Ueber dieses Alles ist bereits in der mit so vieler Einsicht und Gründlichkeit verfaßten Schrift: „Haller und Tzschirner, oder der von Hrn. Dr. Tzschirner beleuchtete Uebertritt des Hrn. v. Haller zur katholischen Kirche *)" Alles gesagt. Was die „sanguinischen Hoffnungen angeht, welche Herr v. Haller auf die große, jedoch nirgends nachgewiesene Menge heimlicher Katholiken gründet, und auf die, noch sehr ungewissen, Ereignisse der Zukunft" — scheint uns der Hr. Beleuchter, wie von einer Art Gespensterfurcht getrieben, um sich Herz zu machen, ihm erwiedern zu müssen: daß die Gesellschaft der Sonntagsschulen in Dublin arme katholische Kinder (natürlich mit — freier Einwilligung der Eltern, wie der Hr. Beleuchter meint) in der — protestantischen Religion erziehen lasse, und im Jahre 1818 bereits 59,688 Zöglinge gezählt habe. Die hibernische Gesellschaft in London beschäftige sich damit, Schulen (natürlich keine andere als protestantische) zu gründen, und Bibeln in jenen Provinzen Irlands zu verbreiten, wo noch der strengste Katholizismus herrsche. Im Mai 1818 habe sie bereits 32,516 Kinder und 1250 erwachsene Zöglinge gehabt. Ueberall, wo diese Gesellschaft Einfluß habe, fangen die Katholiken an, die Bibel zu lesen, trotz dem Verbote ihrer Geistlichen, die gerade wegen ihres Widerstrebens die Zuneigung des Volks verlören. Je mehr die katholischen Priester das Lesen der Bibel tadelten, desto mehr näherten sich ihre Pfarrkinder den Protestanten."

*) Mainz, bei Simon Müller 1822.

Es sey uns erlaubt, einige Worte zu diesem Texte anzufügen. Wenn es sich wirklich so verhält, daß die Gesellschaft der Dubliner Sonntagsschule arme katholische Kinder in der protestantischen Religion erziehen läßt, was ist Das anders, als der abscheulichste und grausamste Proselytenmachergeist? Mit Einwilligung, und zwar mit freier Einwilligung der Eltern geschehe dieß, fügt der Hr. Beleuchter hinzu. Es mag aber doch zur freien Einwilligung der Eltern von 59,688 Kinder etwas mehr als Nichtzwang gebraucht worden seyn. Die von den Episkopalen gegen katholische Kinder in England übliche Weise, sie zu sich zu bringen, ist bekannt. Wie Burke protestantisch gemacht worden, weiß man auch noch. Wenn es aber bei dergleichen Sonntagsschulen und Bibelgesellschaften nicht auf baare Proselytenmacherei abgesehen ist, warum vermag die christliche Großmuth dieser Gesellschaftsglieder, nicht die Kinder in die Schulen der Religion zu schicken, in der sie geboren sind? Wenn man bedenkt, daß in diesem bedaurungswürdigen Lande, annoch der strengste Katholizismus herrsche, und annimmt, daß so eine Anzahl Kinder katholischer Eltern protestantische Schulen besuchen, so läßt sich der Widerspruch nur dadurch heben, daß man Zwang- und Gewaltmittel voraussetzt, wodurch die freie Einwilligung der Eltern, und der protestantische Schulunterricht der Kinder, sich erklären lasse. Eben so ehrlich mag es sich auch mit der Vertheilung der protestantischen Bibeln unter den Katholiken verhalten. So, wie bei der freien Einwilligung der Eltern, will auch hiezu ein sehr starker Glaube gehören, um zu begreifen, daß der Irländer, mit seinem bekannten Hasse gegen England, doch so bibelhungrig sey, daß er seinen Seelsorgern es höchst übel aufnehme, und ihnen alle Zuneigung entziehe, darum, daß sie so gewaltig gegen diese Bibelgeschenkannahme eiferten, und daß sie daher ihnen zum Trotze den Protestanten sich immer mehr näherten.

Gegenwärtig scheint die rechte Aerntezeit der Proselyten für die englische Kirche zu seyn, um die noch nicht hungergestorbenen Katholiken zum freiwilligen Uebertritte in ihre Kirche zu bewegen.

Wir übergehen die weitern, der Besorgniß für die Erstarkung der Kirche der Protestanten, unbewußt entgangenen Aeusserungen, und glauben ihm auf's Wort, daß die Katholiken in den neuern Zeiten nirgendswo gedrückt, zurückgesetzt und verfolgt werden, sintemalen sie Concordate haben, welche genugsam beweisen, daß sie überall den allerdings achtbareren Protestanten gleichgesetzt werden.

„Eine Art allgemeinen Gerichts nähert sich," sagt Hr. v. Haller... „Die Welt ist getheilt zwischen Christen, die einer Seits mit dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte des Sitzes des heiligen Petrus vereinigt sind, und zwischen gottlosen oder antichristlichen Verbindungen anderer Seits u. s. w." Wir bekennen, daß wir dieselbe Ansicht des Religionszustandes hegen, und der Meinung sind, daß es gegenwärtig nur Christen, und Ungläubige unter allerlei Benennungen gebe. Wenn der Hr. Beleuchter diese Thatsache zu begreifen vermocht hätte, würde er sich alle die Besorgniß und Angst wegen des Abganges eines Theils der Protestanten zur katholischen Kirche erspart, und gar nicht nöthig gefunden haben, sich mit Vorstellungen von List, Gewalt und Zwang (S. 331), vermittelst welchen diese Uebergänge zur katholischen Kirche etwa sich bewerkstelligen ließen, herumzubalgen. Eben so gut hätte er auch des kindischen Trostes gänzlich entbehren können, daß dergleichen Vereinigungen (S. 333) doch von keiner Dauer seyn könnten u. s. w. — „Die Hoffnung. Ein Gedicht." — „Das Weihnachtsfest." Eine erbauliche Abhandlung, mit der Geschichte der Entstehung dieses schönen Christen- und Kinderfestes. — S. 355 „Das Gebet." Ein sehr vollständiger und lehrreicher Aufsatz. — S. 371

„Die christliche Freiheit.“ Eine Predigt. Dieselbe ist ganz polemischen Zuschnittes, und gleich im Eingange heißt es nach Luthern: „Wenn das Evangelium nicht angefochten wird, so verrostet es gar, und hat keine Ursache, seine Kraft und Gewalt an den Tag zu legen.“ — Ferner: „Drei Jahrhunderte sind entflohen seit der ewig segensvollen Weltbegebenheit (??) unserer Glaubens- und Kirchenverbesserung, und noch hören wir klirren, in der Nähe und in der Ferne, schimpfliche Fesseln, zu umstricken das Werk von — Gott (?) u. s. f.“ So hadert der Eiferer mit erschreckender Stimme von den Gräueln tyrannischen Uebermuths, von dem Jammer blinder Vorurtheile, von dem Elende geschändeter Vernunft und zertretener Menschenwürde, von den tausend und abermal tausend Unmenschlichkeiten, welche die Bosheit und Rohheit frühe schon benützt habe, gegen das Christenthum, von dessen lasterhafter Anwendung zahllose Bände gefüllt seyen. (S. 376) „Ist das Freiheit, — donnert der hochherzige Eiferer ferner heraus, — wenn Glaube und Wandel bestimmt werden durch die Entscheidungen eines Einzelnen, der ein staubgeborner, schwacher, irrender Mensch ist, wie wir?“ (Luther und Calvin und Zwingli waren das wohl nicht?) — „Ist das Freiheit, wenn man auch im Buche des Lebens nur Das zu lesen gestattet, was man gewissen Absichten gemäß erachtet? (was der Mann nicht alles so genau anzugeben weiß!) — „Ist das Freiheit, wenn die beklommene Brust, das gepreßte Herz kindlich mit dem Allvater sprechen will, und man ihm leere Formeln in unverständlicher Sprache vorsagt?“ (wie gesagt, der Mann weiß und trifft alles genau.) — „Ist es Freiheit, wenn der hohe, nach Gott geschaffene, Geist beengt wird durch jeden Sinnenreitz, durch jeden Spielraum, den sich die Einbildungskraft verschafft, wenn blendende Mystik, reitzender Anstrich, Pracht und Zauber der Gottesdienste das Auge blenden, das Ohr ergötzen, den Geruchnerven

schmeicheln? Nein, lieben Zuhörer, Das alles ist nicht Freiheit; diese ist untergegangen auf eine lange Zeit, versetzt worden in eine Reihenfolge nichtssagender, aus dem Heidenthume entnommener Ceremonien." Gottlob, rufen wir hier mit dem Herrn Deklamator aus, ... „der Wiederhall eines spätern Zeitalters gibt die Stimme der Freiheit mit verdoppelter Gewalt wieder; ja wir finden sie wieder diese heilige Freiheit; sie ist ja geflossen aus dem Quell des ewigen Lebens." (S. 376 u. 377.) „In den von Spinnengeweben und Staublagern prangenden Kirchen wohnt nun die Freigewordene, recht unbeengt durch Sinnenreitz; von nackten Wänden, leeren Kirchenstühlen, lieblichem Gesang, wird weder das Herz beklemmt (nicht beklommen), wenn das Auge zum andächtigen Schlummer sich senken will, während das tiefeingreifende Gebet in verständiger Sprache vorgesagt wird, noch das Gemüth durch Pracht und Zauber u. s. w. mystificirt. Das, lieben Zuhörer, ist Freiheit, evangelische Freiheit, die da frei macht im Glauben, in der Lehre, im Gottesdienste." (S. 378.) Nach der Behauptung des Hrn. Sprechers „lebt der evangelische Freie in Gesetzmäßigkeit, unterwirft sich selbst dem höchsten Gesetze, als dem Ausdrucke des göttlichen Willens. Frei ist derselbe im Glauben, weil diese Freiheit ihm nur Das als Wahrheit gibt, was lauterer Ausspruch Gottes ist, weil sie ihn nicht umgarnt mit Menschensatzungen." Welche Wunderkraft doch in dieser Freiheit liegt! die nur „Das zu glauben befiehlt, was als Offenbarung Gottes des Evangelischfreien Seele erleuchtet." Eheu jam satis est! Im zweiten Theile ist nun die Rede vom frommen oder geistlichen Stolze. Besser hätte nach vorstehendem die Rede vom hohen Wissensstolze und Dünkel sich hieher geschickt. Dann hätte der Herr Freiheitsprediger ganz wohl mitanführen mögen, was er S. 381 vorbringt: „daß die Freiheit kein trügerisches Bild, sondern Licht und Kraft von Gott sey; daß sie vereint

mit heiligem Glauben, den Verstand erleuchte“... Dafür müsse aber der oben so freigesprochene Evangelischfreie Sinn haben, denn seine Freiheit ist — — nicht allemal Christi Freiheit.

S. 383 folgt eine Uebersicht des gegenwärtigen statistischen Zustandes der beiden protestantischen Kirchen in Frankreich, und S. 389 die kurze Erzählung der Kirchenvereinigung der beiden protestant. Konfessionen im Sachsen-Koburgischen Fürstenthum Lichtenberg.

Band 2. I. Heft. „Die Stimme der Religion beim Wechsel der Zeit.“ Eine gewöhnliche Neujahrsbetrachtung, in dem so manchem protestantischen Prediger eigenen stolzhöflichen und pathetischpreciösen Tone. — S. 10. „Der Aberglaube.“ Diese Abhandlung erschöpft so ziemlich den gemeinen Begriff von dem, was man sonst gewöhnlich Aberglauben nennt. Und alle diese hier angeführten Arten von Aberglauben sind nur dünne, sehr unbedeutende Zweige. Stamm und Aeste selber, über welche zu reden, mehr als je, heute Noth thut, scheint er vor lauter Laub nicht gesehen zu haben. Gegen den wahrhaft höchstschädlichen und wie ein rasender Tiger verheerenden Aberglauben, ist der von dem Verfasser geschilderte ein sehr gleichgültiges Thier, das kaum beachtet wird, und nicht des Nennens werth ist. Wir werden, um das eben Angemerkte zu beweisen, die Worte des Verf. als eigene Regel und als Maßstab aufstellen, um hienach jene so verheerenden Gattungen von Aberglauben zu messen, und sie vor Jedermanns Augen zur Beurtheilung auszustellen. S. 11 sagt der Verf.: „Neben dem einzigen wahren Gott stehen in der Einbildungskraft von Mehreren, als man denken sollte, noch eine Menge anderer Wesen, denen sie Kräfte und Wirkungen zuschreiben, welche, ihrer Meinung nach, die natürlichen Einrichtungen Gottes abändern, hindern, ja vernichten können. Sie nehmen Kräfte an, die gar

nicht vorhanden sind, deren Daseyn kein Vernünftiger anerkennen kann; oder sie leiten von wirklich vorhandenen Kräften Wirkungen ab, die unmöglich in jenen gegründet sind. Diese Verirrung des menschlichen Verstandes heißt Aberglaube." Recht wahr ist, wenn S. 12 gesagt wird: „Nicht nur bei Einzelnen, sondern auch bei ganzen Völkern zeigt sich der Aberglaube in den mannigfaltigsten Gestalten und Aeusserungen, und ist von jeher eine der reichsten Quellen des menschlichen Elends gewesen." — „Aberglaube war es, wenn der Grieche dem weisen Rathe seiner Obrigkeit seines Heerführers nicht folgen wollte; aber sogleich demüthig sich unterwarf, wenn ein Priester im Namen der Götter einen Orakelspruch ertheilte."

Wir fragen nun, was Das ist: wenn ein Fürstendiener von den Bitten und Vorstellungen der Landesunterthanen aufs flehendlichste angerufen wird, sich ihres Zustandes zu erbarmen, und der stolze Tyrann nicht einmal ihr Jammergeschrei einiger Aufmerksamkeit, einer nichtssagenden Antwort würdigt? Wenn aber ein angesehener, in den Augen des Fürsten geachteter, Wüstling oder Schwelger vor ihn tritt, sogleich die lebendigste Behendigkeit, den sinnigstthätigen Eifer und das alle Gemächlichkeit nicht weiter achtende Zuvorkommen ihm bezeiget? Warum thut er Das alles, als um seine Gunst, seine Gegengefälligkeit sich zu sichern? durch ihn noch mehr in seines Fürsten Gnade und Zutrauen zu steigen? Was hofft er also von diesem Menschen, und von allen Denen, die er bei seinem Herrn wohl angeschrieben weiß? Hat er ein dringenderes, ein wichtigeres Geschäft, eine beunruhigendere Angelegenheit als die ist, seines Herrn Gunst nicht zu verlieren, jene Kreaturen sich als seine Gönner und Freunde zu bewahren? Hat sein Denkvermögen noch für etwas anders als für seinen Platz Raum? Was ist also Dieß alles? Hegt er nicht Erwartungen von diesen Umständen, von

diesen Fürstenumgebungen? sieht er nicht in seinem Fürsten selbst ein Wesen, mit dessen Gnade und Allmacht kein denkbares Wesen mehr sich messen kann? Was enthält ferner der Begriff, den er von seiner Stelle hat? Schließt der Gedanke an dieselbe nicht alles aus, was jeder andere Mensch Glück und Seligkeit nennen mag? Und dieß wäre nicht Aberglaube, und dazu ein solcher, gegen den alle von dem Verf. angeführten Arten höchst unbedeutende Kleinigkeiten sind? Wenn wir diesen Aberglauben in Hinsicht des Unheils und Bösen, das er über Familien und Länder bringt, mit der Natur des Tigers verglichen haben; so enthält dieser Ausdruck noch nicht einmal alles das Unheil, welches die Bosheit, Arglist, und der erbarmungslose Uebermuth eines solchen Ungeheuers täglich über Tausende verhängt, blos, weil er für Niemanden als für sein ehr- und rechtloses Ich da ist, und Alles, was da lebt, fur sein Ränkeleben, wo nöthig, sich hergeben muß. Man werfe einen Blick auf dieses oder jenes Land, und man sage uns, ob irgend eine Art Aberglaube, wie dieser ist, so viel Gräuel und Böses anzurichten vermöge. — Was ist der elende Erdwurm von Länderherrn, den die Schmeichlerlüge und Schamlosigkeit zum Narrengott verzaubert hat? Was ist jenes Wesen, das jedem Pflichtgebote entlassen, sich nur beifallen lassen und verüben darf, was es will, und es muß als gerecht, als Gnade sogar angesehen werden? Was ist dieß, das dort jener Wollüstling, jener Wucherer, jener Blutsauger, dieser Geizhals, dieser auf sein Wissen stolze Verrückte, von Dem hält, was er für das Theuerste seines Lebens anerkennt? Ist dieß nicht Aberglaube, wenn ein Mensch, der sich reformirt oder evangelisch nennt, darauf lebt und stirbt, wer nicht zu seiner Partei gehöre, sey ein kurzsichtiger, abergläubischer Tropf? Ist das nicht Aberglaube, wenn einer dem andern nachbetet, daß nur der Protestant die hohe Eigenschaft habe, allemal den rechten Verstand dessen zu

finden, was er in der Bibel lese; daß das, was er als Wahrheit erkenne, eo ipso auch Wahrheit sey; weil er sonst nicht mit dem ihm allein eignen, ihm allein brauchbaren Vorrechte begabt seyn würde, die Offenbarungsworte, wie er sie erkennt, als richtige Auslegung annehmen zu dürfen; daß, indem er alle fremde Authorität verwirft, sohin Jeder sich selbst höchste und letzte Entscheidungsbehörde ist, er doch gegen allen möglichen Irrthum verwahrt sey, ja sogar in dem Falle, wenn über einen und denselben Text der Schrift noch so verschiedene Ansichten statt fänden, oder was Einer als nöthigen und wesentlichen Glaubenssatz annehme, der andere gänzlich verwerfe. Ist Das nicht Aberglaube, so gibt es wahrlich auf der Welt keinen mehr!

S. 14. „Wir leben in einem Zeitalter, welches man das aufgeklärte nennt, weil Philosophie und Religionslehre einen hohen Grad von Ausbildung erreicht haben." Welchen hohen Grad, fragen wir, zum Bösen oder zum Guten? „Allein ist die Anzahl der wahrhaft Aufgeklärten wirklich so groß, daß man ein ganzes Zeitalter darnach benennen darf?" Warum dieses nicht, sagen wir, man hat sich schon weit auffallendere Behauptungen und Anmassungen erlaubt, als diese wäre. „Oder ist doch wenigstens der Einfluß der Helldenkenden stark genug, um dem Vorurtheile und Aberglauben, mit glücklichem Erfolge entgegen zu arbeiten, ihre Herrschaft immer mehr einzuschränken und endlich zu stürzen?" Welche Verblendung! müssen wir hier ausrufen; so aufgeklärt ist man, daß man annoch nicht gewahr wird, wie der Einfluß der Helldenkenden immer stärker wird, und was Diese Vorurtheil und Aberglauben nennen, immer seltener, d. h. Tugend und Glaube an Gott und Christum, immer weniger sich zeigt. Ach! also das Helldenken, die von Vorurtheilen und Dem, was jene Aberwitzigen Aberglauben nennen, freien Köpfe, bringen die Menschheit zur Erlösung von den unsäg-

lichen Drangsalen, unter denen sie im Angesichte der alle Herzen versteinernden, und verselbstelnden Aufklärung keichet und verzaget? Ein sonst religiöses, aber von Vorurtheilen befangenes Gemüth, das Gott und Menschen liebt, und in jedem Leidenden sich selbst schmerzlich leidend fühlt, eine immer zur thätigen Theilnahme offene Bruderhand bereit hält, und nicht nach Namen, Titel, Meinungen, noch nach dem Grade des Ansehens oder der Gewalt seine Theilnahme abmisset, noch gegen den Angesehenern zuvorkommender ist, als gegen den Verachteten und Dem, der ihm nichts wiedervergelten kann, — ein solcher Mensch wäre mindern Werthes, als ein sogenanntes mit dem Aufklärungszauberstabe bewaffnetes feindseliges Wesen, das neben seinem Dünkel ein herzloses und gottloses Ungeheuer in sich pfleget? — Ach! wohl „ist in unsern Tagen der Kampf zwischen Licht und Finsterniß schwer," und trotz allen Warnungen, lassen sich täglich mehrere in die Stricke des allerschrecklichsten alles Aberglaubens hineinziehen. Doch lasset euch nicht irre machen in eurem Aufklärungsgesaalbader, und schlaget den Gegner eures Krames mit dem Bannfluche: Obskurant, Römling ꝛc. ꝛc. nieder. Setzet den schönen Versuch fort; nur vergesset nicht, was wir nochmal wiederholen: Ihr werdet, wenn die Vorsehung nicht dazwischen tritt, wenn euer Aufklärungsgeschäft seiner Vollendung nahet, wehe rufen über euch selber, und heulend eingestehen müssen: das hätten wir nie geglaubt, daß wir statt etwas Gutes, nur Böses beförderten...

Wir müssen abbrechen, da ohnedieß diese Anzeige bereits die Gränzen einer gewöhnlichen Rezension überschritten hat.

S. 25. „Bibelstreit im Großherzogthum Baden." Was der Verf. dieses Aufsatzes von der zu Straßburg im J. 1819 herausgekommenen Warnung für die Katholiken über die van Eß'sche Uebersetzung des neuen Testaments vor-

bringt, übergehen wir, da wir überzeugt sind, daß er die so wohl gegründete Ansicht unsrer Kirche, das Bibellesen betreffend, zu genehmigen, doch nicht Unparteilichkeit genug besitze, und daß sie und ihre echten Glieder nie die Hoffnung des Verf. theilen werden, S. 27, „sich von dem Zeichen der Zeit, welche überall Rückkehr, — nicht zu dem Glauben der Väter, aber zu dem lautern Christusglauben verkündet, belehren und zurecht weisen zu lassen.“ Es ist zu sonderbar, daß die Vorsehung so viele Jahrhunderte hindurch diese schönen Zeichen unsrer Zeit, der im Finstern schmachtenden Menschheit vorenthalten, und nur erst seit 40 bis 50 Jahren das Hereinrücken der Alles im Dünkel und in völlig einseitiger Verstandesbildung und Herzlosigkeit erstickenden Verrücktheit herrschend werden ließ. — Der im Badischen vorgefallene Bibelstreit entstand durch die Bewerbungen des Hrn. van Eß, seine Ausgabe des neuen Testaments in diesem Lande zum Schulbuche zu machen, wogegen die katholische Kirchenbehörde, in der Person des Hrn. Ministerialraths Brunner, die begründete Nichtannehmbarkeit des eigennützig bedingten Antrages einwand; in welchem Streite jedoch beide Theile sich so schnackisch witzelnd und bidelnd gebärden, daß man Jeglichem Unrecht zu geben versucht werden möchte. — S. 37 „Friedrich Reiser, eine Ketzergeschichte aus dem 15ten Jahrhunderte.“ Diese bis zum vierten Hefte fortlaufende Erzählung ähnelt so ziemlich einem Romane, welchen die Fantasie mit Anwendung der in jener Zeit, worin Reiser lebte, bekannten Männer durch mehrere Bogen durchführte. Dieser Fr. Reiser wird als der Sohn einer von einer separatistischen, in der Waldenser Grundsätzen lebenden, Familie dargestellt. Sie soll in einem schwäbischen Dorfe, Namens Deutach, in der Nähe bei Wörth gehauset haben. Nach der Angabe des Erzählers hätte sich die Familie der Theilnahme an der herrschenden Religionsübung enthalten, und

ungeachtet des allerdings ihren Mitnachbarn sehr auffallenden Lossagens von der im Lande, üblichen Religionssitte ruhig und ungestört ihr Wesen treiben dürfen. Durch die in Deutschland, vorzüglich in Nürnberg und in der Schweiz, zerstreut lebenden Obern dieser Sekte sey der junge Reiser zum Apostel und Missionär, und unter den Hussiten, deren Grundsätze er späterhin angenommen, von ihrem Bischofe Sand zum Priester geweihet worden. Nach gehabten mancherlei Schicksalen sey er mit Anna Weilerin, gebürtig aus einem Dorfe bei Baireuth, im J. 1457, zu Straßburg, als Ketzer zum Feuertode verdammt und hingerichtet worden. Wir übergehen die in der ganzen Erzählung gar nicht gesparten Ausfälle gegen die katholische Kirche, und die unsern Gegnern eignen und befangnen Urtheile über die katholische Glaubenslehre, und hoffen, am Ende unserer Anzeige nochmal auf diesen Gegenstand zurück zu kommen. — In dem S. 102 folgenden Aufsatze, betitelt: „Die höhere Ansicht vom Leben im Lichte des Glaubens," wird unter Andern gesagt: „daß man im Laufe der Zeiten, als Licht und Aufklärung immer weiter sich ausbreiteten, eine Art von Mißtrauen gegen Alles zu fassen begonnen habe, was sich unter dem zweideutigen Gewande eines religiösen Glaubens ankündigte, — und sogar behauptete, das Evangelium Jesu enthalte weiter nichts als Aufforderungen zum Handeln, und stelle blos eine geläuterte Sittenlehre auf." Wäre dem befangenen Menschenverstande so leicht möglich, folgerichtig zu verfahren, so würde er sogleich den schreienden Widerspruch bemerken, deß er sich in den eben angeführten Worten so sehr schuldig macht. Wo einmal das Mißtrauen gegen Alles, was sich unter dem — zweideutigen Gewande eines religiösen Glaubens ankündigt, herrschend wird, wo (ebendaselbst) das unausgesetzte Absprechen „über gewisse kirchliche Gebräuche und Zeichen, über das Nachbeten einzelner

verstandlosbenannter Worte, und über den unbedingten Gehorsam unter die Aussprüche eigenmächtiger Priester, die sich in der Kirche die oberste Gewalt anmaßten," zum gewöhnlichen Gebrauche, zur rechtmäßigsten Sache, zur löblichsten Handlung wird; da bahnte sich der Weg zu der Behauptung: „Das Evangelium Jesu enthalte nichts als Aufforderungen zum Handeln (nicht Handlen) und stelle blos eine geläuterte Moral auf."

Was der Verf. von S. 103 bis zu Ende der Abhandlung vom religiösen Glauben sagt, ist schön, aber, wie meistentheils solche Gegenstände von den Herren Protestanten behandelt zu werden pflegen, in einem zu preciösen Tone vorgetragen. In der S. 114 folgenden Abhandlung über den religiösen Fanatismus, in allgemeinen Umrissen geschildert, berührt der Verfasser S. 119 auch den irreligiösen Fanatismus, welcher aus Ehrgeitz, Hab- und Herrsch-, politischer Partei- und Eroberungssucht, Privatrache und andern unedeln Leidenschaften entstehe, und unter der Larve des Eifers für Gottes Ehre, nichts weniger als die Beförderung derselben zum Zwecke habe. Wir kennen eine solche Gattung irreligiösen Fanatismus, nämlich den des Unglaubens, der von den eben bemerkten Triebrädern zur Vernichtung der christlichen Religion und des Glaubens an einen Gott, den thätigsten Gebrauch macht. Statt von diesem, so nothwendig es wäre, zu reden, verliert sich der Verf., nach Gewohnheit der Meisten seiner Kirche, in Ausfälle gegen die Gegner der falschen Aufklärung, welche bereits dem Unglauben alle Schranken geöffnet, ihn unter alle Stände eingeführt hat, und so wüthender Fanatismus ist, als je einer in der Geschichte verzeichnet steht.

S. 135 „Tugend und Unsterblichkeit." Ein Gedicht. — S. 177 „Die Wahrheit wird euch frei machen." Eine Predigt, gehalten zu Straßburg den 17ten Febr. 1822,

von M. Richard. Nach der, wie gesagt, gewohnten Weise der Lehrer dieser Kirche wird gleich im Eingange der Rede wieder gegen die Feinde der Aufklärerei ein Angriff gemacht, und dann der erste Theil damit angefangen: „Unter einem treuen Festhalten am Evangelium verstehen wir nicht die hartnäckige Anhänglichkeit an den Buchstaben unserer heiligen Urkunden, — eben so wenig als ein blindes Nachbeten der Sätze, in welche unsere Reformatoren ihre damalige Ansicht des Christenthums niederlegten, — sondern ein unerschütterliches Bewahren des echt humanen Geistes, mit welchem auch Christus die Schrift zum Grunde aller seiner Belehrungen aufstellte, ihre Aussprüche jedoch nach den ewigen Forderungen der — Vernunft, des Herzens und eines natürlichen innern Zusammenhanges deutete, — jenes Geistes, dessen Wiederaufleben in der Christenheit das rege Treiben des 16ten Jahrhunderts so mächtig förderte.“ Nach diesem Geiste ist die ganze Rede durchgeführt, und dann wird gelehrt, S. 181, es müsse Jeder in den Sinn Jesu und seines Evangeliums eindringen, um desto schonender die menschlichen Hüllen zu beurtheilen, in denen zu allen Zeiten und bei allen Völkern die göttliche und unsterbliche Wahrheit verborgen gelegen sey. S. 183, müsse das Evangelium dem Protestanten Aufschluß geben, ob Wiclef ein Herold des Irrthums, oder ein Held des bessern Glaubens gewesen sey; — ob Huß — ob der gewaltige, durchgreifende Luther, — ob Zwingli Recht hatte. Ganz (S. 184) unverschleiert das innerste Heiligthum des Evangeliums oder der Wahrheit zu durchdringen, sey indeß den Staubgebornen nicht vergönnt, und doch werde (S. 185) das treue und unverbrüchliche Festhalten am Evangelium, dessen menschliche Hüllen zu durchdringen, und das dennoch nie ganz unverschleiert zu schauen sey, die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit alle frei machen.“ Diese Freiheit enthebe, wie der zweite Theil erklärt, vom

Joche eines blinden Glaubens, vom engherzigen Parteigeiste, von den traurigen Wirkungen des Proselytismus, und von der Verzagtheit bei finstern Aussichten in die Zukunft." Von den Wirkungen dieser so gestalteten Freiheit, welche Zweifelsucht und Unglauben zur Folge haben, schweigt der Redner, und die S. 189 empfohlene bescheidene Besonnenheit im Streben nach Wahrheit, hebt die oben dem willkührlichen Menschensinne gestattete Freiheit, der zu jenem schrecklichen Zustande führt, nicht auf. — S. 190 „Die Edelgesteine." Eine bildliche Belehrung über die Bewahrung eines guten Gewissens. — S. 197 „Warum blieb die Reformation unvollendet?" Der Verf. gesteht, daß man den Reformatoren keineswegs den Fehler des zu ihrem Unternehmen nöthigen feurigen Willens, und halber Maßregeln vorwerfen könnte, und daß sie recht gut gewußt hätten, was sie wollten, und hätten daher das erkannte Gute oft mit einer an Uebermaß gränzenden Consequenz (Rechthaberei und Verketzerungswuth), durchgeführt. „Indem sie die Bibel als Grundlage des Glaubens dargestellt, hätten sie diesen Grundsatz zum Hauptprinzip des — Protestantismus erhoben, die Hierarchie unwiderstehlich zu Boden gestürzt, und mit einem Schlage das Joch der Menschensatzungen und abergläubischen Gebräuche, unter welchen so viele Millionen geseufzet hatten, zertrümmert." Diese hier als so umfassende Heldenthat gepriesene Zerstörungswuth und Neuerungssucht, erinnert uns an jenes Projekt, das man vom Eulenspiegel erzählt, der mit seinem Herrn neben einem sehr hohen Berge vorbeizog, auf dessen Spitze, nach seiner Meinung, recht gut eine Mühle sich anbringen ließe. Auf den Einwurf seines Herrn: wie der Müller das nöthige Wasser hinauf brächte, antwortete jener: da mag der Müller dafür sorgen. So richtig und vernünftig war auch das Verfahren der Reformatoren, indem sie die Bibel als einzige Grundlage des Glaubens

aufstellten, welche „dem Menschengeschlechte als wahre und helle Leuchte“ dienen sollte; für den Erwerb der „vielen Hülfswissenschaften, unentbehrlich zur richtigen Kritik und Bibelerklärung,“ ließen sie jeden, der zum Reformator sich bestimmt fühlen mochte, selbst sorgen. „So entstanden mehrere Sekten.... Den übeln Folgen der in einem noch rohen Zeitalter oft von Bauern vorgenommenen Schriftdeutung und des Mißverstands protestantischer Grundsätze vorzubeugen, und zugleich die Reinheit der Lehre zu rechtfertigen, aus diesen vereinten Ursachen glaubte man nichts Besseres thun zu können, als die Reihe der als göttlich und wahr erkannten Lehrsätze in ein Symbol (Glaubensbekenntniß) zusammenzufassen. Bald aber artete dieses Mittel in einen förmlichen Glaubens- oder vielmehr Lehrzwang aus ꝛc. ꝛc.“ Also neben der Bibel, dieser wahren und hellen Leuchte, dieser einzigen Grundlage des Glaubens, der aus der Bibel mit so siegreichen Gründen sich darstellen läßt, die Hierarchie so unwiderstehlich zu Boden stürzte u. s. w., waren bald zur Verwahrung dieses so wohl gegründeten Glaubens, Symbole und Concordienformeln, Synodalbeschlüsse und dgl. nöthig. Mit dieser wahren und hellen Leuchte versehen, sah jede Partei, welcher die Reformatoren das Daseyn verschafften, Das in der Bibel, was sie in Lutheraner, Calvinisten, Zwinglianer, Wiedertäufer, Pietisten, Synkretisten, Socinianer, Calixtiner, Chiliasten, Arminianer, Mennoniten, Remonstranten, und dergl. zerspaltete, ungeachtet (S. 202) „die Reformatoren selbst Männer von durchaus reinen Sitten — von bewunderungswürdiger Mäßigkeit, Großmuth und Uneigennützigkeit waren,“ wie schon oben da, wo von ihrem feurigen Willen, und wie wenig sie Freunde von halben Maßregeln waren, gesprochen und sohin ihre bewunderungswürdige Mäßigkeit und Großmuth bewiesen worden. So wie diese wahre und helle Leuchte jene Spaltungen unter den

Reformatoren nicht hindern konnte, vermochte sie auch nicht die Köpfe derselben so weit aufzuhellen, daß sie das so ganz Evangeliumswidrige der Leibeigenschaft, die neuerdings an einem ihrer aufgeklärten Glieder, nämlich an Hrn. v. Kampfz, einen so bewunderungswürdigen Vertheidiger, und im Meklenburgischen ihr Hauptlager gefunden haben will, nur mit einer Sylbe berührten, oder gegen die unbeschreiblich unmenschliche Behandlung dieser Millionen Unglücklichen eiferten. S. 202, Eben so verhält es sich auch mit den Ketzerverfolgungen, in Deutschland, Holland, England u. s. f. S. 204 erklärt der Verf. selbst, daß „das nördliche Deutschland ohne den Beitritt der beiden mächtigen brandenburgischen und sächsischen Fürsten, schwerlich die Glaubensverbesserung so allgemein angenommen haben würde; daß also die helle Leuchte, und Erkenntniß und Liebe der Wahrheit, bei weitem das Wenigste zur Verbreitung der sogenannten Glaubensverbesserung, dort wie anderwärts, beigetragen, folglich die ganze Sache sehr menschlich betrieben worden sey, und annoch wird. — S. 215 „Die Hoffnung des Christen. Eine Osterbetrachtung.“ Abermals eine schwülstige Deklamirübung, bei welcher der unstudirte Zuhörer, an denen es zu Straßburg wohl nicht mangeln wird, Schall und hohes Getöne vernimmt, und am Ende nicht mehr weiß, was der Redner sagen wollte. — S. 226 „Sollen die Protestanten mehr Glanz bei ihrem Gottesdienste wünschen?“ Es läßt sich denken, welche Antwort hierauf ertheilt wird. Da (S. 227) „das Christenthum, die höhern Kräfte im Menschen anregen, entwickeln und veredeln (nicht veredlen) und so in ihm das Bild Gottes wieder herstellen will; so befördert vollkommen die protestantische (???) Gottesverehrung, die ganz dem Gottesdienste der ersten Christen, so wie wir ihn in der Apostelgeschichte II, 42, und in den Briefen Pauli, Ephes. V, 19. Koloss. III, 16, beschrieben fin-

den, eingerichtet ist, — diesen höhern Zweck." — „Alles ist einfach und prunklos. Wie ehemals, besteht die ganze Gottesverehrung in Gebet, Gesang und Unterricht im göttlichen Worte, wozu von Zeit zu Zeit die Feier der heiligen Taufe und des heil. Abendmahls kommt." — „Gestehen wir es, der Prunk macht den Gottesdienst kostbar, und eben dadurch zu einer ziemlich drückenden Last für das Volk.... Wohlthätig und preiswürdig ist also auch in dieser Rücksicht die protestantische Religion, welche für ihre Ausübung nur mäßige Kosten erfordert, die reichlich durch das, was in moralischer Rücksicht dadurch geleistet wird, ersetzt werden." Wie sich mit diesen so beifällig vorgebrachten Behauptungen die Klagen über fast gänzlich verfallenen Kirchenbesuch und so weit gediehener Gleichgültigkeit gegen Alles, was Religion heißt, vereinigen lassen, wollen wir der Weisheit des Redners anheimstellen. Uebrigens erfahren wir auch hier neuerdings, welche eigene Vorzüge dieser Cult vor andern hat: „Da ist die feierliche Stille (S. 229) und die ehrfurchtsvolle Andacht durchgängig beim protestantischen Gottesdienste herrschend, macht auf Jeden einen tiefen Eindruck: da ist der geistvolle Gesang.... das allgemeine Gebet, welches die ganze Gemeinde dem Lehrer still und andächtig nachspricht, alles so herzerhebend und beseligend, ferner hauptsächlich die Erklärung des göttlichen Wortes und die erläuternden Vorträge darüber"... S. 230 legt der Verf. selbst das Bekenntniß ab, daß hie und da in protestant. Ländern die Tempel verlassen seyen, daß aber unter den Katholiken dieselbe Klage herrsche, und die Kirchen derselben eben so leere Kirchstühle zu Zuhörern präsentiren würden, wenn sie nicht vom wirksamern kirchlichen Zwange stärker zurückgehalten und so eher zu ungläubigen Heuchlern gebildet würden. Da nun der Vertheidiger des prunklosen Cultus der Protestanten voraussieht, daß die Einführung von mehr Prunk

nur so lange einige Zuhörer mehr herbeiziehen würde, so lange der Reitz der Neuheit dauerte, und dann die Tempel wieder eben so leer wie zuvor seyn würden; so wirft er die Frage auf (S. 231): ob denn bei der wahren Gottesverehrung es nur darum zu thun sey, daß die Kirchen angefüllt seyen; und ob es Gott wohlgefällig seyn könne, wenn nur eine recht zahlreiche Menge zu seinem Altare hinströme, gleichgültig, mit welcher Gemüthsstimmung und um welcher Absicht willen es geschehe? Was nun zur Vertheidigung dieser Einwürfe vorgebracht wird, dient nicht im mindesten dazu, aus der ungottseligen Stimmung der Kirchenglieder hergenommen, — seine Behauptung zu rechtfertigen. Die Tempel sind zur Belehrung und Erbauung da. Die fortgesetzte Vermeidung dieser Orte wird gewiß noch mehr zur Gleichgültigkeit in der Religion beitragen, als selbst der in nicht geeigneter Gemüthsstimmung fortgesetzte Besuch derselben. Das Beispiel der Andacht, die belehrenden und rührenden Vorträge des Geistlichen werden gewiß mehr Nutzen stiften, als die so gezwungen gerechtfertigte Kirchenscheue. Aber so geht es immer, wer zu viel beweisen will, beweiset — nichts — weiter als daß er in einer mißlichen Sache sich nur mit solchen, der gekränkten Eitelkeit nöthigen, Ausflüchten zu helfen sucht. — S. 281 „Der aufgeklärte, sittlich religiöse Enthusiasmus, als die zweite Haupttriebfeder menschlicher Bestrebungen, Religion auf der Erde auszubreiten." Eine Abhandlung, die unsern ganzen Beifall hat. Wir rücken blos zur Probe des Ganzen den Schluß hier ein. S. 298: „Wir können und wollen die im Namen Jesu, von Menschen, die sich Christen nannten, begangenen Unmenschlichkeiten und Abscheulichkeiten, nicht läugnen; die Geschichte hat sie mit ehernem Griffel, mit einer vom Blute unschuldiger Schlachtopfer triefenden Flammenschrift eingegraben in die Jahrbücher der Menschheit; aber schreiende Ungerechtigkeit ist es, diese Gräuel

dem menschenfreundlichsten Manne, der humansten Religion zur Last zu legen. Wir können es nicht austilgen jenes Schandgemälde aus den Annalen der Christenheit, und könnten wir es auch, wir möchten es nicht? Es mag als schreckliches Warnungszeichen stehen bleiben für die Nachwelt, wohin die von menschlichen Leidenschaften mißkannte, entstellte, gemißbrauchte (nicht mißbrauchte) Religion der Liebe führe! Möchten doch ähnliche Gräuel (nicht Greuel) den Namen der humansten Religion nie wieder beflecken oder schänden! Möchte sie, in ihrer ursprünglichen Lauterkeit, von ihren Erkennern immer mehr erkannt werden, und die Gesinnungen Dieser immer reiner, veredelnder, den Gesinnungen Dessen entsprechen, den sie ihren Herrn und Meister nennen! Wohl dann der Menschheit!" — S. 299 „Verbesserung der Civilgefängnisse in Straßburg." Eine wahrhaft musterhafte, allen Ländern zu wünschende Einrichtung, die in dem Werke selbst nachgelesen zu werden verdient. Was S. 211 u. 212 über die Mißbräuche vorkommt, welche gewöhnlich die Gefangenwärter sich gegen die Gefangenen erlauben, sollte längst überall beherzigt und abgestellt seyn. — S. 315 „Die Religionsfreiheit." Aller Gewissenszwang ist abscheulich. Dasselbe gilt auch von der Bedrückung, Verfolgung, Verunglimpfung einer schwächern Kirchenpartei, gegen welche die im Lande durch die Mehrzahl und Begünstigungen stärkere ihren Uebermuth äussert. Das da und dort Einseitige der Ansicht abgerechnet, ist der ganze Aufsatz alles Lobes würdig. Verfolgen wir einander nicht, und tragen wir nicht dazu bei, daß die weltliche Macht wieder das Religionsschwert hervorsuche und Gräuel gegen Gott und die Menschheit verübe, was ihr so leicht möglich gemacht wird, wenn man noch einige Zeit fortfährt, ihre Gewalt zur Wiederherstellung des Kirchenbesuches und der Religion aufzufordern. Gottes Reich ist nicht von dieser

Welt, und kein Gegenstand dessen, was Christus das Regieren der weltlichen Fürsten nennt (Luk. XXII, 25.); Christi göttliche Lehre ist nicht Mahumeds Machwerk; aber die Verkehrtheit solcher Provocanten möchte sie zu diesem herabwürdigen und verhaßt machen. Dieß thaten sogenannte protestantische Kirchenlehrer. — S. 332 „Was werden die Leute sagen?“ Ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, über die so weit gediehene Abgötterei dieser Zeit, über schamlose Wohldienerei, und vollendete Schlechtigkeit, zu der die niederträchtige Ehrfurcht gegen Mächtige und Reiche bringt. — S. 337 „Ein wichtiges Zeichen unsrer Zeit.“ Mit dieser Ankündigung wird das zu Paris erscheinende Museum berühmter Protestanten angezeigt. Was der Referent S. 340 über die Einleitung zu dem Werke vorbringt, ist eine seiner Kirche gewöhnliche Ansicht, daß nämlich das Christenthum bald nach seiner Entstehung durch Mißbräuche und Neuerungen verunstaltet und von den (S. 341) auserwälten Rüstzeugen der Vorsehung wieder hergestellt worden. — S. 342 „Am Morgen.“ Eine nicht werthlose moralische Dichtung. — S. 344 „Ermahnung.“ Dito. — „Die Religion.“ Nicht unwerth. — S. 345 „Das häusliche Glück.“ Eine recht nützliche und beherzigungswürdige Abhandlung. Für das häusliche Glück kann die S. 356 angeführte Wahrheit: „Strebe nicht nach hohen Dingen; mäßige deine Begierde nach Reichthum, nach Würden, nach Glanz, nach Vergnügen; lässest du sie die Schranken übertreten, so sichert dir nichts mehr deine Gemüthsruhe,“ nicht genug gewürdiget werden. — S. 362 „Was ist Sünde? Wer ist ein Sünder, Was heißt: Sünde vergeben?“ Gewöhnliche Bemerkungen. Warum wird S. 372 kein Wort von der Glaubenslehre der dem Menschen durch Christi Tod zu Theile gewordenen Genugthuung gemeldet? — S. 373 „Ueber junge Verbrecher: Bemerkungen über

die auffallende in den französischen Gefängnissen befindliche Anzahl von 800 jungen Verbrechern von 16 bis 18 Jahren, und zu 4 bis 5 Jahren Einsperrung verdammt." Der ganze Aufsatz, der viel Wahres enthält, ist vom Grafen Alexander de la Borde, und aus dem Journal de la société de la morale chrétienne, N.° 1. genommen. — S. 380 „Aussprüche über Religion in der Kammer der Deputirten 1819." Enthält die Verhandlungen über die Beleidigungen gegen die allgemein anerkannten Grundsätze der Sittlichkeit. — S. 403 „Die Bestimmung des Menschen." Ein Gedicht. — III. Band 1stes Heft. „Die fortschreitende Vervollkommnung der Menschheit." Der Verf. eignet der Reformation (S. 8) das Verdienst zu, daß sie dem Menschengeschlechte Licht und Klarheit, Sittenverbesserung, und die Quelle des Trostes und der Freude den Heilsbegierigen verschafft habe. Der Protestantismus sey in seinen Grundsätzen ein kräftiges Erziehungsmittel der Menschheit, und der Schlüssel zu dem Weltplane, den die Vorsehung Jesu zur Erfüllung übertragen habe; da ohne das große Werk der Kirchenverbesserung im 16ten Jahrhunderte, die wahre Bedeutung des Christenthums ein unauflösliches Räthsel geblieben seyn würde (?). Also mehr als 1300 Jahre lag das Christenthum als ein unbekannter Schatz irgendwo verborgen! So wachte Christus über sein eigenes Wort, Er, der bei seinen Bekennern verbleiben will bis an der Welt Ende; Er wählte endlich jene Rüstzeuge, Luther, Calvin und Andere, das sonst unauflöslich gebliebene Räthsel aufzulösen? — S. 12 „Praktische Bibelstudien. Eine erbauliche Paraphrase über Matth. XVII, 14 — 21. Mark. IX, 14 — 29 und Luk. IX, 38 — 42." Die Charakteristik der in dieser Geschichte vorkommenden Personen enthält 1) den Vater des Leidenden, über seinen Unglauben; 2) die Jünger, deren Unglaube oder Mißtrauen in die ihnen

von ihrem göttlichen Meister verliehene Wundergabe den Kranken nicht heilen konnte. 3) Die Schriftgelehrten und das Volk, davon Erstere froh über den Umstand, daß die Jünger die Kranken nicht heilen konnten, daraus Anlaß zu erhalten hofften, Jesum als einen Betrüger und Feind der Gottheit dem Volke darzustellen, weil auch Er den Kranken nicht würde heilen können. Ueber dem Streite dieser heuchlerischen Eiferer tritt 4) Christus selbst auf. Sie verstummen. Der Vater bekennt seinen Unglauben; die Jünger voll Zutrauens zu Jesu fragen Ihn, warum ihnen die Heilung des Kranken nicht gelungen; indeß das Volk, erfreuet über die Erscheinung Jesu, Gott pries. Die ganze Abhandlung ist ein Muster von erbaulicher und belehrender Erklärung dieses evangelischen Abschnittes. — S. 34 „Die Natur im Sommer.“ Ein nach Sturm und Tiedge gebildeter Aufsatz, der viel Erbauliches enthält. — S. 42 „Empfindungen vor, bei, und nach dem Gewitter.“ Dieser Aufsatz hat eine zu preciöse und gesuchte Sprache, die wir solchen Erbauung bezweckenden Gegenständen nie angemessen finden können. — S. 51, Fortsetzung der „Aussprüche über Religion in der Kammer der Deputirten.“ Schon bekannt.

Nun noch einige allgemeine Bemerkungen, die uns die Uebersicht der bis daher erschienenen Hefte zugeführt hat. Uns scheinen die Mitarbeiter an dieser Zeitschrift nicht immer die in der Einleitung zum ersten Bande ausgedrückte bescheidene Aeusserung vor Augen gehabt zu haben. S. 3 heißt es: „Nur menschlich können wir sprechen von dem, was über alle Worte und Begriffe erhaben ist; nur im fliehenden Bilde vermögen wir anzudeuten, was vom Ewigen herkommt.“ — Ferner S. 5 u. 6: „Aber auch wir werden nur menschlich darstellen das Unendliche und es verkündigen, wie es uns erschienen ist. Doch haben wir Ursache vorauszusetzen, daß die Art und Weise, wie die Religion von uns

angeschauet wird, wohl im Ganzen durch die Bildungsstufe unsrer Zeit veranlaßt wurde, und daß alle die, welche unter denselben Einflüssen stehen, für unsere Ansicht empfänglich sind." — S. 19 heißt es: „Dem warmen Verehrer des Göttlichen sey es genug, wenn der Nächste in seiner Kirche, eine barmherzige Gottheit, einen Zügel der Leidenschaften; einen Trieb, vorwärts zu schreiten, und den Trost der Unsterblichkeit findet; genug, wenn er in seinem Gottesdienste das Gemüth zur Andacht stimmen, und seine Entschlüsse befestigen kann. Freilich ist nicht selten der Geist in allzurohe, der Gottheit unwürdige, Massen gedrängt; — o schwinge nicht mit vorschneller Kraft die Fackel der Aufklärung darüber hin, damit sie nicht Alles verzehre, und die Herzen der Anbeter entfremde; laß (nicht lasse) Jedem seine Tempel, seine Altäre, und sprich nicht herzlos wie Judas: Warum hat man dieß nicht alles lieber verkauft um dreihundert Groschen, und den Armen gegeben (Joh. XII, 5.)?" Wir überlassen das eben Besagte den Verfassern einzelner in den Heften vorkommenden Aufsätze, mit ihren Aeusserungen über die Religionslehre und Gebräuche der Katholiken, zu vereinbaren. Wenn sie, nach eigener (S. 6.) sich vorgeschriebener Bedingung, die Zeitbegriffe über die Religion, nach dem ernsten, reinhumanen Grundsatze der protestantischen (christlichen) Kirche zu würdigen, zu läutern, und ihre freie Ueberzeugung mit Liebe und Schonung vorzutragen, und überall das Heilige wichtig und werth zu machen, den Zweck haben; so glauben die Glieder der katholischen Kirche schon nach diesen Grundsätzen eine Behandlung erwarten zu dürfen, welche wenigstens so viel bezeuget, daß sie sich bemüheten, den oben S. 3, 5 u. 19 aufgestellten Grundsätzen nicht zu auffallend zuwider zu handeln. Die sich von so vielen Seiten her fast täglich in Tagesblättern und Schriften erneuernden Verunglimpfungen mögen von Vielen als

noch so verdienstvoll und beifallwürdig gepriesen werden; sie werden doch nie dem Christensinne als verdienstlich erscheinen. Nur das der Sittlichkeit wahrhaft Schädliche verdient unsere Verwerfung, unsern Unwillen; nicht Das, was nicht einen Theil unsers Religionssystemes ausmacht; nicht Das, was leicht Mißbräuche veranlassen kann, und schon oft gemißbraucht worden seyn mag. Das so wichtige Wort Lessings:

Religion ist auch Partei, und wer
Sich drob auch noch so unparteiisch glaubt,
Hält, ohne es selbst zu wissen, doch nur seiner
Die Stange. —

wird immer wieder vergessen, als wenn es wahrer wäre, was der eitle Rechthabereigeist und Dünkel, weil er es hegt, in Schutz nimmt, und die Achtung, welche jedem religiösen Gebrauche nach christlicher Billigkeit gebühret, geradezu versagt, um seinen Meinungen ja nichts zu vergeben, oder ihren eingebildeten Werth herabzusetzen. Es ist in den seltesten Fällen Sprache der Ueberzeugung, sondern Befangenheit und Rechthaberei, welche das schnöde Urtheil fället. Doch ist kein Anschein, daß dieses ungerechte und unchristliche Verfahren so bald aufhören werde. Nach dieser beschämenden Wahrheit, will es dem Menschendünkel am wenigsten wohl anstehen, so absprechend über andere Meinungen, und so blindleidenschaftlich und abgöttisch seine eigenen Widersprüche als höchste Weisheit und alleinige Wahrheit zu bejubeln, und jedem Andern mit unbändiger Geberde unter die Nase zu stoßen...

Wir bemerken blos noch einige Mängel gegen die Rechtschreibung. S. 11. Entwickelung statt Entwicklung. — Handeln st. handlen. S. 65 dieß st. dies. II. Bd. S. 191 befiehl st. befehle Vater u. s. w. Druck und Papier machen dem Verleger Ehre; doch dürften die Lettern für eine Zeitschrift etwas altfränkisch groß scheinen.

Obscura aus der Schule höherer Grundsätze, wo nur Einer recht hat! zum Frieden, zur Aufklärung des Herzens, der schweren Kunst zur Selbstbeherrschung und Einigkeit: in christlicher Demuth der alles zermalmenden aufklärenden Vernunft, wo wieder Alle recht haben wollen! der gefährlichen Kunst zur Freiheit und Uneinigkeit zugeeignet von J. Herford. Auf Kosten des Verfassers. Preis 8 g. Gr. Tilsit 1821. In Kommission bei J. D. Glöckner. Insterburg, gedruckt bei C. L. Zink.

Schon der weitläufige Titel gibt den Gegenstand und den Zweck dieser fünf Bogen starken Schrift an. Die etwas eigene Schreibart des Verfs. verräth deutlich, daß der Druckort nicht Erdichtung, und der Verf. ein Einwohner jener unter preußischem Zepter stehenden Gegenden ist, wo unter den Schriftstellern dieser Nation annoch die fehlerhafte Endung der Mehrzahl der Hauptwörter, z. B. die Damens, die Herrens, die Leuchters, die Wagens ꝛc. gebräuchlich ist.

Gleich in der Vorrede heißt es, S. 4: „Die beliebtesten Grundsätze, welche in dieser Zeit die gesuchtesten und herrschendsten geworden wären, seyen: Wahrheit und Lüge, Weisheit und Irrthum, Gottesfurcht und Gottesvergessenheit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Selbstbeherrschung und Zügellosigkeit, Keuschheit und Entnervung, christliche Tugend und Menschenmoral, Glaube und Unglaube, Demuth und Eigenliebe, Gottes Gesetzgebung und Menschensatzung, Nüchternheit und Trunkenheit, Einigkeit und Uneinigkeit, Liebe und Herzlosigkeit, Treue und Untreue, Verstand und Unverstand ꝛc. ꝛc. Dieß ist das getreue Bild unserer Zeit und Welt.“ Der Verf., selbst Protestant, sagt S. 2: „Die aufklärende Vernunft wird je länger je berühmter in den Grundsätzen zur Freiheit.“ S. 1 „Wer an Gott, wie ihn die Vernunft sich erschaffen, glaubt, begreift den Unsichtbaren gar nicht, und verliert zu-

gleich den sichtbaren Gott. M. Luther wurde in einer Klosterschule der Mann Gottes, heute bewundert man den seltenen Mann, verdammt und vernichtet aber seine Schule und die Grundsätze zur Selbstbeherrschung." S. 2: „Zu Luthers Zeiten war Ueberfluß an Gotteshäusern, frommen Stiftungen, Klöstern und müssigen Leuten: heute ist Ueberfluß an Göttertempeln, Bennsanstalten, und geschäftigen Leuten. Zu Luthers Zeiten glaubte man blind an eine höhere Gesetzgebung, und spottete über Menschensatzungen: heute glaubt man eben so blind an die aufklärende Vernunft, und lacht über eine höhere Gesetzgebung. Zu Luthers Zeiten lebte man christlich, heute moralisch. „Für Liberale" sagt der Verf. S. 2 unter andern: „Der Mensch braucht nichts als Vernunft, — von Tugend und Weisheit ist keine Rede!" — — S. 6: „Die Tugend kam von oben herab, der Verstand wird tief unten geboren. Tugend muß immer Recht haben, Vernunft darf sich verirren. Paulus hatte lange einen rasenden Verstand, bis er nach Damaskus reis'te, Christum zu verfolgen; hier gab er seinen Verstand auf, glaubte an Jesum, und fand die Tugend." Allda: „Hätte Voltaire und Kozebue die Evangelien geschrieben, so würde das 18te und 19te Jahrhundert einen Glauben haben, um Berge zu versetzen; so aber haben unsere Zeiten den Glauben verloren, weil ihre Meister einen rasenden Verstand haben, wie einst Paulus." — S. 7: „Die Evangelien, der Zeit moralische Geburten, und die profane Geschichte haben blos kluge Leute mit freien Grundsätzen geschrieben, welche die Kunst erlernt, das Menschliche göttlich, und das Göttliche menschlich zu machen, und Wahrheit mit Irrthum zu mischen. — Mit großem Verstande ohne Tugend, gibt es sehr viele kultivirte Thiergestalten. Nach Christus die Tugend annehmen, heißt, das Ebenbild Gottes von der Thiernatur befreien. — Dem Verstande sind Schulen, der Tugend die Kirchen geweihet." S. 11: „Man

beschuldigt Atheisten zu hart, als wären sie geradezu Gotteslängner; sie versuchten ja blos, den Altar der Christen zu zerstören, um eine neue Gottheit der Vernunft darauf zu setzen." — „Ein Verdienst haben sich Atheisten aber doch um die Menschheit erworben, daß wir heute schon mehr vernünftige Leute zählen, als Christen. Welch ein ungeheurer Widerspruch! ein Atheist und Christus!" S. 17: „Was verdankt Europa den Grundsätzen des Evangeliums? Kultur, Gerechtigkeit, Ordnung und Sittlichkeit. Was verdanken wir zum Gegensatz den freien Vernunftssöhnen? Sklaverei, Barbarei, Unsittlichkeit." S. 18: „Gibt es im 19ten Jahrhunderte keine Unvernunft mehr? Nein! seitdem Alles in den Grundsätzen der Freiheit und Willkühr sich berühmt und beliebt machen darf, ist Alles auf einmal vernünftig geworden." S. 27: „Was über alle Vernunft erhaben ist, wird deßhalb noch nicht vernunftwidrig für den kurzsichtigen Sterblichen." — S. 32: „Wo hohe Bildungsanstalten und das flimmernde Menschenlicht frei und dreist herumtanzt und leuchtet, befinden sich wohl Tausende ungemein wohl, aber Millionen wissen erstaunend viel über Calamitäten und Thränen zu erzählen, weil die Kunst zu rechnen, und auf den Fleiß und Schweiß, klassisch zu leben, die Früchte von Millionen kostet." — S. 34: „Vernunft ist der höchste beliebige Leitstern; Christus, Glaube und Tugend hat sich in den Aether der Vernunftlehre aufgelöset; freie Grundsätze, Moral, Geburten des Verstandes sind herrliche Dinge, mit Anstand zu leben, und sorglos der Zukunft zu trotzen! Christus ist der liebevolle, humanste Freund und Lehrer, der nachsichtsvollste Sohn des himmlischen Vaters, der beide Augen zudrückt, um die Werke der Vernunft, und ihr Definiren nicht wahr zu nehmen; der ein feines X und U annimmt, und falsche Eier in das Evangelium sich legen läßt:

woraus große Verstandesoperationen und taktische Lebensmanövers hervorgehen, die keinen Christusschweiß und Herzenszwang kosten. Wer sich diesen Wahn mit philosophischen Bewegungsgründen erheitern und verstärken kann, der spielt den Meister mit, in der Schule der Göttin Vernunft, und wird jener Herrlichkeit zu Theil, die sich die Klügsten auf Erden schon so deutlich und klar gemacht, daß man der Mühe überhoben ist, sich nach jenem Himmel zu sehnen, den Christus seinen Getreuen verheißen. Dieß wäre das treue Bild zum neuesten Heile, in dem der Gläubige lieber Veranlassung nimmt, verstandlos zu schwärmen, als sich verstandesmäßig zu erheben, um nicht Sklave von vielerlei Meistern und ein Meister der Unbeständigkeit und der Uneinigkeit zu werden, vor welcher Schwäche der klassische Weise, um eigenmächtig zu leben, sich zu bewahren sucht."

Wir brechen ab, und glauben den Leser schon durch diese wenigen Bruchstücke mit dem Geiste bekannt gemacht zu haben, der durch das ganze Werkchen herrscht. So sehr wir den Grundsätzen huldigen, welche der Verfasser über den so weit gediehenen Mißbrauch der Verstandesbildung äussert, so freimüthig er sich über den Uebermuth und Rechthabertrotz des Menschenverstandes und der Vernunft erklärt, scheint er uns es doch darin versehen zu haben, daß er, durch die Gewalt der religiösen Vorurtheile geblendet, die Veranlassung und Ursache dieser seit Jahren her so schrecklich entwickelten Verstandes- und Vernunfttyrannei übersah. Wir würden es allerdings unbegreiflich finden, wie dem über den Verstandes- und Vernunftunfug unserer Zeit nachdenkenden Manne entgehen konnte, auch dem Ursprunge dieses Uebels einen Gedanken zu widmen. Wir haben oben angeführt, was er S. 2 von dem religiösen Sinne vorträgt, der noch zu Luthers Zeiten herrschte, daß selbst dieser Reformator in einer Klosterschule (S. 1) den religiösen Sinn erhielt,

daß zu seiner Zeit noch Ueberfluß an Gotteshäusern, frommen Stiftungen ꝛc. war; daß sich also von dieser Reformationszeit an alle diese Denkmäler des christlich frommen Sinnes ihren Verfall durch das Verschwinden der Religionsliebe datirten; daß sohin in Luthers unheilvollen Neuerungen und Grundsätzen der willkürlichen Schrifterklärung, zu der er, zu seiner eigenen Rechtfertigung, jeden Kopf befugt erklärte, — der Grund von dem Allen allein zu suchen sey, was der Verfasser über die abgöttische Verehrung, die jeder Sterbliche für seine eigenen Einsichten und Meinungen heut zu Tage hegt, zu so bittern und wahren Klagen zwingt. Luther entriß dem Menschenverstande die so nöthige Stütze, an die er sich zu halten hat, um nicht vom eigenen unbändigen Dünkel auf Irrwege geleitet zu werden. Wenn Jeder selbst nach seinem Fassungs- und Einsichtsvermögen sich sein Religionssystem machen darf, müssen jene Systeme des Unglaubens unfehlbar hervorkommen; weil der Verstand, selbst unvermerkt, das Spielwerk der Sinnlichkeit, in der Unerklärbarkeit einiger göttlichen Geheimnisse den Anlaß zum Verwerfen aller Tugend- und Pflichtgebote finden mußte, welche der verderbten Sinnlichkeit immer so sehr im Wege stehen; da diese nur um Gelegenheiten sich bemühet, mit einigem Scheine das ihr so lästige Joch vom Halse zu werfen.

Dewora, V. F., Naturbeschreibung des menschlichen Leibes für die Jugend, mit 1 Kupfer. Gr. 12. Koblenz, 1822, in der neuen Gelehrten-Buchhandlung.

Diese Jugendschrift ist zwar anatomisch und physiologisch richtig abgefaßt; allein der Herr Verf., welcher als Geistlicher in populärer Sprache für das Volk schreibt, ist doch hier und dort in die Anatomie und Physiologie so tief eingedrun-

gen, daß es scheint, als beabsichtige er, die Neugierde der bessern, nach höherer Bildung strebenden, Köpfe zuweilen zu reitzen. So läßt er §. 2 die festen Theile des menschlichen Leibes aus einem Zellgewebe entstehen, und erklärt §. 27 den chemischen Prozeß des Athemholens. Allein dieser Prozeß ist in neuern Zeiten hinsichtlich einiger wesentlichen Punkte bezweifelt und angefochten worden, obgleich man damit noch nicht im Reinen ist; und in Betreff des Zellgewebes ist zu bemerken, daß damit eine zweifache Bedeutung verbunden ist. Man bezeichnet nämlich das anatomisch erwiesene, alle festen Theile mit einander verbindende, zellulöse Gewebe, welches der Metzger an geschlachteten Thieren aufbläs't. Es ist bei den Menschen in der Hautwassersucht mit Wasser, und in der Hautwindsucht mit Luft angefüllet, und nimmt innerlich ergossenes Blut in einem größern oder geringern Umfang auf.

Das andere sogenannte Zellgewebe, als anatomische Grundlage des Baues der festen Theile des menschlichen Leibes, ist noch nicht anatomisch erwiesen, und sein Daseyn wird sogar von vielen Anatomen und Physiologen geläugnet. Sie erklären nämlich diese Grundlage für faserichter Art, oder noch bestimmter, für thierische winkelichte Kristalle, ohne daß in beiden Fällen stets eine zellgewebartige Verbindung der Fasern oder Kristalle dabei statt finde, oder die Grundlage der zu bildenden Theile ausmache.

Indem der Hr. Verf. sich streng an die populäre Sprache hielt, so ist §. 29 noch ein anderer unrichtiger Ausdruck eingeschlichen, welcher, bei der übrigen Gediegenheit seiner Schrift, doch sehr auffällt. In diesem §. werden unter dem Worte Gefühl zwei ganz verschiedene Begriffe, von denen einer subjektiv der andere objektiv ist, mit einander verwechselt. Alle unsere äusseren Empfindungen sind nämlich theils subjektiv, indem sie sich auf den Zustand unsers Leibes

beziehen, theils objektiv, indem sie sich auf Aussendinge oder auf unsern Leib selbst als Aussending, das für uns sicht- und tastbar ist, bezogen werden. Die erstern Empfindungen sind äussere Gefühlsempfindungen oder äussere Gefühle im eigentlichen Wortsinne. Die andern sind äussere Vorstellungsempfindungen oder Vorstellungen.

Die äussern Gefühle sind wieder theils Gemeingefühle, welche in allen mit Nerven versehenen Theilen empfunden werden können, z. B. die Gefühle der verschiedenen Schmerz-, Wärme- und Schwergrade; — theils besondere Gefühle, nur in gewissen Theilen durch deren Nerven empfindbar, z. B. das Gefühl des Hungers und Durstes, des Dringens zum Urinlassen, Nießen und Husten, der Angst bei Stockung des Blutes in und um das Herz, der Müdigkeit in den Muskeln ꝛc. Der Arzt theilet diese Gefühle auch noch in Gesundheits- und Krankheitsgefühle ein.

Die äussern Vorstellungen sind von fünferlei Art: Gesichts-, Gehörs-, Geruchs-, Geschmacks- und Tastungsvorstellungen. Wie die vier erstern ihre bestimmten Organe haben, welches in dieser Schrift genau dargestellet wird, so ist die ganze Hautdecke das Organ für die letztere, welches nicht Gefühl sondern Tastungsorgan heißen sollte, jedoch an verschiedenen Stellen derselben in einem verschiedenen Grade der Lebhaftigkeit. Man lasse sich z. B. abwechselnd einen runden, dreieckigten oder viereckigten Körper an den Bauch, den Rücken oder die Schenkel legen, ohne vorher zu wissen, welchen, — so wird man jedesmal leicht die Form des Angelegten durch die berührten Hautflächen tasten. Berühren sich aber zwei Hautflächen, wovon die eine einen höhern Grad von Tastungssinn besitzt als die andere, so tastet man mit der erstern deutlich die Form der andern, mit dieser aber nur dunkel die Form jener, weil die lebhaftere Empfindung die schwächere jederzeit unterdrücken muß. Man lege z. B. die

Hand auf die Brust, so wird man mit der Hand die Form der Brust tasten, nicht aber mit dieser die Form jener. Man lege einen Finger an die Zunge, so wird man blos die Zunge tasten; streckt man aber die Zunge an die Lefzen, so tastet man nur die Lefzen, weil der Finger den Tastungssinn in einem höhern Grade besitzt als die Zunge, und diese wieder in einem höhern Grade als die Lefzen.

Da also das Tasten durch den Tastungssinn etwas anders ist als das Fühlen der Zustände des Leibes, und die deutliche Erkenntniß dieser Verschiedenheit zur Begründung anderer praktischen Begriffe leiten und deren Erkenntniß erleichtern kann, z. B. die Unterscheidung und richtige Bezeichnung oder Benennung der mancherlei Krankheitsgefühle, so dürfen wir mit den ältern Psychologen und Physiologen das Fühlen und Tasten nicht mehr miteinander verwechseln; und obgleich der Hr. Verf. für das Volk schreibt, so sollte er doch das Tasten nicht mehr Fühlen, und den Tastsinn nicht mehr Gefühlssinn nennen.

Uebrigens ist Rez. mit der ganzen Schrift, die mit viel Umsicht und Zartheit ausgearbeitet ist, sehr wohl zufrieden, und findet keinen Anstand, sie für den Unterricht der Jugend in Elementar- und Realschulen zu empfehlen. Auch wünscht er, daß Volksschriftsteller, welche diese Materie behandeln, den Unterschied der beiden Geschlechter nicht mehr berühren, und alles Anstößige für die Jugend so gewissenhaft vermeiden mögen, wie es der Hr. Verfasser der hier beurtheilten Schrift so sorgsam gethan hat, nach dem alten Spruche: Nil dictu visuque fœdum hæc limina tangat, intra quæ puer est.

M. D...n.

Alexander Fürst von Hohenlohe und Waldenburg-Schillingsfürst ꝛc. nach den Verhältnissen seiner Geburt und Erziehung, seines geistlichen Berufes, der Reise nach Rom, seines längern Aufenthaltes daselbst, und überhaupt nach seinem ganzen Leben und Wirken bis ins Jahr 1822, ausführlich, treu und wahr dargestellt von Karl Gottfried Scharold, Legationsrathe ꝛc. Mit des Fürsten Bildniß und fünf Beilagen. Würzburg. Verlag und Druck der Commerz-Assessor Bonitas'schen Verlagshandlung u. Buchdruckerei. In 8. S. 200 Beilagen 20. Preis 1 fl.

Welcher Katholik wird sich nicht freuen, die Verhältnisse eines Prinzen näher kennen zu lernen, der in unsern Tagen der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit geworden ist, dem man zugleich einer Seits Hosanna, andrer Seits ans Kreuz mit ihm, zugerufen hat und noch zuruft? Besonders mag die katholische Geistlichkeit mit Begierde nach einer Schrift reichen, welche ihr Gelegenheit gibt, nebst biographischen Notizen, so manche litterarische, moralische, pastoralische u. a. Bemerkungen machen zu können.

Dank dem würdigen Herrn Biographen, er als Laie in dem geistlichen Felde so fruchtbar schon gearbeitet hat, und uns noch so Manches hoffen läßt!

In der vorliegenden Lebensbeschreibung, welche der Frau Mutter des Prinzen gewidmet ist, sehen wir, wie der junge Prinz schon frühzeitig dem geistlichen Stande entgegen reifet, und jedem Hindernisse auszuweichen weiß, welches ihn von seinem Berufe entfernen will. Während seiner Studienjahre lernen wir so manchen würdigen Gelehrten und Priester kennen, deren Umgang und Unterricht der junge Prinz genoß. Als Subdiakon betritt er schon die Kanzel, und predigt mit Rührung „über die Bedeutung der heiligen Taufe und der

Sterbekerze!“ Bei seiner Primiz ertheilt ihm der würdige und gelehrte Sailer die rührenden Ermahnungen: „Sey ein unsträflicher Arbeiter! Sey ein Priester ohne Tadel!“ und sagt ihm, was er bei dem Bestreben, dieses zu seyn, Gutes und Schlimmes werde zu erwarten haben. Es muß besonders den jungen Geistlichen ergreifen, wenn er einen Prinzen nach seiner Primizfeier mit angestrengter Thätigkeit im Beichtstuhle, auf der Kanzel, am Krankenbette, mit rührender Andacht täglich am Altare sieht. Der junge Priester, der noch keine amtliche Verbindung übernommen hatte, hält es für zweckmäßig, eine Reise nach Rom zu machen, um die dort befindlichen heiligen Orte zu besuchen, wo einst die Apostel gewandelt, wo ihr treuer Nachfolger Pius VII., diese Zierde der kath. Kirche, auf dem Stuhle Petri sitzet. Diese wichtige Reise, so wie den Aufenthalt des Prinzen zu Rom, und dessen Rückreise beschreibt Hr. Scharold von S. 32 — 102. Neid und Verläumdungssucht war dem Prinzen nach Rom schon vorgeeilet, und versperrte ihm den Zutritt zu dem heil. Vater, jedoch nicht den Weg der Rechtfertigung. Der Hr. Verf. sagt uns nicht, wodurch man den Prinzen beim heil. Vater zu verdächtigen gewußt habe; wir wissen indessen, daß man nach Rom berichtet, derselbe habe das heil. Sakrament der Taufe in deutscher Sprache verwaltet. Er hatte aber blos vor der heil. Handlung eine deutsche Anrede gehalten, das Uebrige aber alles nach dem Rituale verrichtet, und dadurch jene Eigenmacht vermieden, deren sich so Manche, besonders im Großherzogthum Baden, schuldig machen, und Wunder glauben, wenn sie deutsch taufen *). Wir wissen

*) Mancher weiß sogar in andern Fällen sich einer ärgerlichen Kürze zu bedienen, z. B. am Aschermittwoche den Geschwornen die Asche für die ganze Gemeinde aufzustreuen, am Blasiusfeste die Kerzen in die Höhe zu heben, und auf einmal über alle den Segen zu sprechen, u. s. w.

wohl, daß das deutsche Wort nicht weniger Kraft hat, als das lateinische; allein jede Eigenmacht ist eine Störung der Ordnung und kirchlichen Einheit; die deutsche Sprache unterliegt auch als lebendige Sprache so vielen Abweichungen von dem ursprünglichen Sinne der Wörter, daß nach einiger Zeit ein Wort oft das Gegentheil von dem sagt, was es anfangs bedeutete. Mit Vergnügen lesen wir, wie der Prinz sich statthaft gerechtfertiget, und mit väterlicher Zärtlichkeit von Sr. Heiligkeit aufgenommen worden ist.

Der junge Geistliche besonders dürfte sich die ganze Vorbereitung des Prinzen zu seinem freigewählten Stande, und seine unermüdete Thätigkeit in demselben, die Reise und den Aufenthalt zu Rom zum Muster nehmen, also selbst mit demselben nach Rom sich verfügen, und sehen, wie er bald in stiller Eingezogenheit heiligen Betrachtungen sich überläßt, bald mit größter Rührung am Altare steht, mit größter Auszeichnung einige Male unter dem Beistande der würdigsten Geistlichen das Hochamt hält, bald auf der Kanzel sich befindet, um empfängliche Herzen zur Liebe gegen Gott zu entzünden, bald von den gelehrtesten Männern mit Huld und Liebe aufgenommen, selbst besuchet wird; wie er keinen Augenblick versäumt, seinen vierteljährigen Aufenthalt für Geist und Herz recht nützlich zu machen. S. 102 bis zu Ende, sehen wir nun den Prinzen wieder auf deutschem Boden, wo er als geistlicher Rath und Domkapitular, als Priester, als Gelehrter, als Menschenfreund, von einer Stufe des Glanzes zur andern hinaufsteiget, trotz des Dunkels, welches man um ihn verbreiten möchte.

Die Beilagen zu dieser Biographie sind:

I. Vormittägige Betrachtung für den ersten Tag der geistlichen Uebungen.

II. Skizze einer Predigt auf das Fest des heil. Namens Jesu, am 2. Sonntage nach Epiph. 1817 zu Rom gehalten.

III. Eine lateinische Urkunde, wodurch der Prinz in die Bruderschaft vom Herzen Jesu aufgenommen und mit zweckdienlichen Vollmachten versehen wird.

IV. Erklärung vom 28. Juli 1821, aus Bad-Brückenau. Diese Erklärung, welche zwar schon durchaus bekannt, und auch im Katholiken I. Jahrgang VIII. Heft, August 1821, S. 197 — 205 zu lesen ist, steht auch hier an ihrem rechten Orte, und beurkundet besonders die Gesinnungen des Prinzen, daß er bei seinen Heilungsversuchen dem Willen Gottes Alles überläßt.

V. Uebersicht der für und gegen die Heilungsversuche Sr. Durchlaucht erschienenen Schriften, a. Für — b. Gegen — c. Durch die Gegenschriften veranlaßte Widerrufungsschriften. Dergleichen Schriften sind zu a. 16, zu b. 17, zu c. 5., Summa 38.

Z. Z.

Evangelisches Hülfsmittel in menschlichen Uebeln, von Dr. Riegler, Professor der Exegese und der orientalischen Philologie am königlichen Lyzeum zu Bamberg. Sulzbach, in des Kommerzienraths J. B. v. Seidel Kunst- u. Buchhandlung 1822. Ohne Vorrede S. 192 kl. 8.

Dieses Werkchen ist, wie die Vorrede sagt, veranlaßt worden durch das Ausserordentliche, was seit dem Junius 1821 durch den Herrn Fürsten Alexander v. Hohenlohe, und den Landmann Martin Michel, vermittelst vertrauensvollen Gebetes bewirket worden ist. Der Hr. Verf. will nun zeigen, was der Mensch für ein kräftiges Mittel selbst im Evangelium habe, sich von den ihn drückenden Leibes- und Geistes-Uebeln zu befreien. Er theilt sein Werkchen in drei Abschnitte. Der erste handelt, in drei Hauptstücken, a) von der

Uebeln, welche die Menschen befallen: sittliche, leibliche, zeitliche Uebel; b) von dem Ursprunge menschlicher Uebel, und c) von der Hülfe in menschlichen Uebeln. Daselbst heißt es: Gott ist der Retter in allen menschlichen Uebeln; er war es in alter Zeit, zur Zeit als Jesus Christus auf Erden wandelte, zur Zeit der Apostel, nachher, und ist es jetzt noch durch Jesus Christus. Der zweite Abschnitt stellt als Hülfsmittel den erforderlichen Glauben auf, und ertheilt im ersten Hauptstücke den Unterricht über den erforderlichen Glauben; im zweiten Hauptstücke werden die Hülfsmittel angegeben, zu dem erforderlichen Glauben zu gelangen; das dritte Hauptstück macht auf die Hindernisse aufmerksam, welche dem gläubigen Vertrauen, und folglich der Wirkung des Mittels entgegen stehen; das vierte Hauptstück handelt vom Rückfalle. Der dritte Abschnitt handelt von der Einwirkung auf einen Leidenden, mittelst des Glaubens eines Andern. Als Beispiel des auf Andere wirkenden Glaubens wird im ersten Hauptstücke, §. 84, aus der heil. Schrift der Glaube des Hauptmannes, der dadurch auf seinen Knecht, der Kananiterin, die dadurch auf ihre Tochter wirkte, angeführt. §. 85 wird bewiesen, daß dieser einwirkende Glaube auch jetzt noch statt habe; §. 86 werden die Erfordernisse dieses Glaubens angegeben; hierauf folgen §. 87 die Mittel, denselben zu erlangen; §. 88 zeigt die Hindernisse, welche dem Glauben und seinen Wirkungen entgegen stehen; dieser Glaube wird §. 89 durch das Gebet in Anwendung gebracht. Im zweiten Hauptstücke wird §. 90 die Art und Weise der Einwirkung dargestellt; §. 91 beweiset, daß die aus diesem Glauben hervorgehenden Wirkungen Werke des Glaubens, keine Versuchung Gottes, kein Aberglaube seyen. In vierzehn Beispielen zeigt §. 92, wie Derjenige verfahren müsse, welcher durch seinen Glauben auf Andere einwirken will. Der dritte Abschnitt handelt endlich von dem vereinten Gebete in der Ferne.

Der echte Christ zweifelt durchaus nicht, ob Gott auch in allen Nöthen helfen könne; er kennet die großen Verheißungen, welche Jesus Christus dem gläubigen Gebete gemacht hat. Fragen kann man jedoch, ob diese Verheißungen auf alle Nöthen sich erstrecken? und hierauf läßt sich mit Ja antworten, jedoch mit der Bedingung, in wie weit die Abhülfe dazu dienet, daß der göttliche Vater in seinem göttlichen Sohne verherrlichet, das Seelenheil des Leidenden befördert werde. Daraus ergibt sich nun, daß man um Abhülfe von allen Nöthen Gott bitten könne, weil er allmächtig ist; um Abhülfe bitten dürfe, weil er gütig ist, weil er sogar die Verheissungen seiner Hülfe gegeben hat; daß jedoch unser Gebet kindlich seyn und der göttlichen Weisheit überlassen müsse, ob sie für gut erkenne, unser Bitten zu gewähren. In Betreff des Ersten und Zweiten ist die Arbeit des Hrn. Verfs. sehr zweckmäßig, und glücklich gelungen; was aber das Dritte belangt, könnten wir ihm allerdings nicht beistimmen, wenn er S. 108. §. 71, unter die Hinderniſſe des Erhörs die Bedingniß des Bittenden setzet, „wenn's der Wille Gottes ist, daß ich von diesem Uebel frei werde," und noch beifügt: „Wie ungereimt und glaubenswidrig würde diese „Bedingniß: „wenn es der Wille Gottes ist," lauten, sofern „solche der Priester bei Ertheilung der Lossprechung oder bei „der Taufe eines Kindes auch nur in seinem Sinne beisetzen „wollte! Sind wir nicht eben so durch das unfehlbare Wort „Christi von Hülfe in leiblichen und zeitlichen Uebeln in seinem „Namen, wie von der Nachlassung der Erbsünde, oder der „wirklichen Sünden durch die Sakramente der Taufe und Buße „versichert? Eine Bedingniß ist allezeit eine Schwächung des „Glaubens auf die Verheissungen Gottes." Der Hr. Verf. versieht es hier sehr, daß er das Gebet den Sakramenten gleich setzet; da doch das Gebet kein Sakrament ist, also auch nicht so wirken kann, wie ein Sakrament wirket. Es

scheint aber, der Hr. Verf. habe sich selbst wieder von seinem Absprunge erhohlet, und sein Versehen gut zu machen gesucht, wenn er anderswo sagt, es sey schon stillschweigende Bedingniß, daß der Kranke nur Hülfe verlange, in wie weit es Gottes Wille sey, und S. 184 nicht nur einige Kranke rufen läßt: „nur das geschehe, was Gottes Wille ist!“ sondern noch eine Anrede an sie hält über den ganzen Zweck der Uebel in dieser Welt, und ausdrücklich sagt: „Es ist Gottes Wille nicht, daß alle Uebel unter den Menschen aufhören. Sie gehören nach der göttlichen Vorsehung zur Weltregierung. Wir würden Gott und den Himmel gar leicht vergessen, wenn uns der Druck der Uebel nicht daran erinnerte. Die Noth lehrt beten. Die leiblichen Uebel sind uns ein Mittel zu geistigen Gütern, lehren uns Vertrauen, Geduld, Ergebung u. s. w., dienen uns zur Züchtigung und Reinigung unserer Seelen, sind uns ein großer Gewinn für das andere Leben. Jesus selbst hat seine Allmacht nicht dazu angewendet, daß der Leidenskelch von ihm weggenommen werde, sondern er hat ihn nach Gottes Willen geleeret. Auch die Apostel gebrauchten ihre von Jesus erhaltene Macht, Zeichen zu thun, nicht um sich von Leiden und Verfolgungen zu retten u. s. w.“ Was also Hr. Dr. Riegler hier sagt, hebt den oben gerügten Verstoß, und er wird selbst darauf Bedacht nehmen, in einer etwaigen zweiten Auflage nicht nur einige eingeschlichene Druckfehler zu verbessern, sondern auch die gerügte Behauptung hinwegzulassen und die Anleitung geben, mit dem kananäischen Weibe, mit der Wittwe u. a., anhaltend zu beten, mit Jesus Christus aber zu sagen: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Geben wir auch zu, daß Jene, welche bei Christo Hülfe suchten, geradezu nur die unbedingte Abhülfe von ihren Leiden verlangt haben, so erinnern wir zugleich, daß diese noch nicht den Unterricht Jesu Christi genossen, welcher sagt, daß wir durch viele Leiden ins Himmelreich eingehen müssen; daß sie noch

nicht Jesum Christum selbst zum Muster hatten, welcher durch sein h. Beispiel uns Geduld im Leiden lehret. Der Hr. Fürst v. Hohenlohe schien, wie aus seiner Erklärung an den Magistrat zu Würzburg sich errathen läßt, anfangs auch die Idee von einer unbedingten Forderung an Gott um unbedingte Abhülfe gehabt zu haben; in seiner Erklärung aus Bad-Brückenau vom 28. Juli 1821 redet er aber ausdrücklich von dem göttlichen Willen, welchem es zu überlassen sey, ob er auf das Gebet die gewünschte Heilung wolle erfolgen lassen oder nicht. — Was der Hr. Verf. im dritten Abschnitte von der Einwirkung auf einen Leidenden mittelst des Glaubens eines Andern sagt, ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, sobald nur betrachtet wird, daß das Gebet für Andere auf das göttliche Gebot sich gründe, welches uns einander zu lieben befiehlt. Da Gott es ist, welcher hilft, so kann es auch gar nicht auffallen, wenn das für einen entfernten Nothleidenden verrichtete Gebet gleiche Wirkung hat, als wenn es für einen Gegenwärtigen verrichtet wird; und es ist zu wundern, wie sogar Theologen darüber Anstand nehmen konnten, eben so, wie auch sogar Manche derselben die Kraft des Gebetes in Anspruch nehmen und Gott gleichsam in die Gränzen menschlicher Gesetze einengen durften.

Nachdem wir nun den Inhalt des angezeigten Werkchens kennen, auch einen Anstand berichtiget haben, machen wir es uns zum angenehmen Geschäfte, dasselbe jedem Christen zu empfehlen, da es in jeder Noth der Seele und des Leibes Hülfe suchen lehrt, wo wahre Hülfe zu finden ist, dabei auch die Bedingnisse anzeigt, unter welchen die Hülfe gesucht werden soll, glaubiges Gebet mit vorhergehender moralischer Besserung.

P. K.

Höchst wunderbare Geschichte, welche sich unlängst zu Mastricht zugetragen hat, wo der dortige Ober-Rabbiner auf öffentlicher Straße, durch die Allmacht Gottes geleitet, bei der Feier eines christlichen Gottesdienstes dem Judenthum entsagte, und im Angesichte von Tausenden Menschen, kniefällig Jesum als den wahren Gott, den versprochenen Messias anbetete, und gleich darauf zur katholischen Religion übergieng ꝛc. Geschrieben von einem Weltbürger im Frühling 1822. Düsseldorf, gedruckt in der Stahl'schen Buchdruckerei.

Rez. theilt nur das Wesentliche dieser merkwürdigen Geschichte, wie sie in vorstehender Piece vorgetragen ist, den Lesern mit. Der durch Gottes Vorsehung zur Wahrheit Geführte heißt seinem jetzigen christlichen Namen nach: Immanuel Paulus Nikolaus Servatius Weil. Er bekleidete vorher die Stelle eines Lehrers bei der israelitischen Gemeinde in Ratingen, einem kleinen, zwei Stunden von Düsseldorf entlegenen, Landstädtchen. Nicht allein seine Gewandtheit in der hebräischen Sprache, sondern auch seine gründlichen Kenntnisse in mehreren Fächern des menschlichen Wissens, hatten ihm die Liebe des in Düsseldorf wohnenden Rabbiners, Hrn. Scheur, eines sehr gelehrten und geschätzten Mannes, erworben. Dieser fragte ihn eines Tages, ob er nicht Lust hätte, sich nach dem Haag in Holland zu begeben, wo gerade ein Concurs für eine neue Ober-Rabbiner-Stelle für Mastricht statt haben sollte. Hr. Weil, damals noch nicht 30 Jahre alt, entgegnete, er wäre hierzu noch viel zu jung, und es gebräche ihm an den deßfalls nöthigen Kenntnissen; worauf ihm der Rabbiner erwiederte: „Ich bin überzeugt, daß es Ihnen nicht an Kenntnissen fehlt, ein solches Amt mit Würde zu bekleiden, und es ist, als ob es mir die Vorsehung eingäbe, Ihnen sagen zu müssen, daß

Sie zu etwas Größerem bestimmt seyen." Durch dringende Zusprache wurde also der junge Mann dahin vermocht, daß er sich nach dem Haag wirklich begab, wo sich schon 120 Rabbiner zum Concurse einfanden. Man kann sich leicht denken, mit welchem Hohngelächter und Gespötte dieselben den unbärtigen Mitrival begrüßten; aber wie sehr wurden sie getäuscht, als derselbe zu Folge einer mit ungewöhnlicher Auszeichnung überstandenen zweitägigen Prüfung allgemein als der Gelehrteste und Würdigste ausgerufen, und mit einem sehr ansehnlichen Gehalt als Ober-Rabbiner nach Mastricht ernannt wurde.

Er reis'te sogleich nach Ratingen zurück, um daselbst seine Geschäfte zu ordnen, und von seinem Freunde Scheur Abschied zu nehmen. Von da begab er sich mit dem Postwagen über Aachen nach seinem Bestimmungsort; der Zufall fügte, daß an jenem Tage der Postwagen mit größtentheils gebildeten Leuten angefüllt war; es entspann sich das Gespräch über verschiedene Gegenstände; und da sich in der Gesellschaft auch ein katholischer Geistlicher befand, dem das bescheidene und gebildete Benehmen des Ober-Rabbiners sehr gefiel, lenkte er die Unterhaltung auf Religion und fragte ihn mit Freimüthigkeit, „ob er denn auch wirklich mit aller Gewißheit glaube, daß der wahre Messias noch nicht gekommen sey?" Auf seine Antwort, daß er hieran keineswegs zweifle, suchte man ihn mit Beweisgründen aus der Schrift zu widerlegen, denen er aber mit ausnehmender Fertigkeit auszuweichen wußte. Indeß kam der Wagen in die Nähe von Aachen, wo gerade der Congreß sich versammelte; auf die Bemerkung, es würde ihm schwer fallen ein Quartier zu finden, sagte er: „daß ihm dieses ein leichtes wäre; denn er brauche nur auf das erste beßte Haus eines Israeliten zuzugehen, so wäre er für Unterkommen und Bewirthung schon gesichert; allein er thue dieses sehr ungerne, besonders

so spät, weil er dadurch die ganze jüdische Gemeinde beunruhigen würde, da es bei ihnen Gebrauch sey, daß, wenn ein Ober-Rabbiner durch einen Ort reise, wo sich Israeliten befinden, alsdann die meisten derselben aus religiösem Sinne noch an demselben Tage herbeieilten, um von ihm den Segen zu empfangen.

Nach dieser Aeusserung machte ihm der katholische Geistliche, der für seinen Aufenthalt in Aachen schon früher gesorgt hatte, das freundliche Anerbieten, er wolle sich auch noch für ihn bei seinem Vermiether um ein Bett verwenden, welches der Ober-Rabbiner auch annahm.

Am folgenden Morgen, als er von dem Geistlichen Abschied nahm, bat er sich dessen Namen aus: da dieser ihn um die Ursache davon befragte, erwiederte er ihm, daß dieser Name mit goldenen Buchstaben geschrieben in der Synagoge aufgehängt, und zum Andenken an die genossene menschenfreundliche Behandlung, von ihm und der Gemeinde für ihn gebetet werden solle." Unverzüglich reis'te er nach Mastricht, wo er von der dortigen israelitischen Gemeinde mit Jubel aufgenommen wurde. Nachdem er vom Jahre 1818 bis ins Jahr 1819 der Gemeinde zur größten Zufriedenheit vorgestanden hatte, da fügte Gott dessen Bekehrung auf folgende höchst wunderbare Weise. An dem Tage, wo zu Mastricht die feierliche Servatius-Prozession gehalten wurde, gieng er in eine Straße hinein, wo er von Weitem eine Prozession auf sich zukommen sah: er wollte ihr ausweichen, aber von einer geheimen Kraft getrieben mußte er auf sie zugehen. Als ihm die Prozession immer näher kam, und er an eine Kreuzstraße gekommen war, welche er nun einschlagen wollte, da konnte er sich nicht von der Stelle bewegen, und mußte wie gelähmt da stehen bleiben. Nun sah er die Prozession vor sich vorbeiziehen, und als das hochheilige Sakrament des Altars sich ihm näherte, versuchte er nochmals

wegzugehen, aber vergebens; er war sogar genöthigt, als er das hochwürdigste Gut vor sich erblickte, unwillkührlich auf seine Kniee niederzusinken. In diesem Augenblicke gieng ihm das Licht des Glaubens auf, daß er Jesum, unter Brodsgestalt verhüllet, als den wahren Gott, den verheissenen Messias und den Erlöser der Welt erkannte; diesem Glauben treu, blieb er freiwillig auf den Knieen liegen, und betete Jesum an, mit dem festen Vorsatze, sich durch die heil. Taufe in das Christenthum aufnehmen zu lassen. Nach diesem Gebete verfügte er sich in die Synagoge, ließ allda die Gemeinde versammeln, und hielt an sie folgende Rede:

„Ich war berufen, euch den Weg des Heils zu zeigen; allein ich selbst habe diesen Weg nicht gekannt, Gott hat ihn mir jetzt gezeigt.“ Nun erzählte er ihnen aufrichtig, was mit ihm vorgegangen, und fuhr alsdann fort: „Jesus, den unsere Väter verworfen haben, ist der wahre Messias; nur in ihm ist Heil. Ich halte mich zu ihm; wollt ihr mir folgen, so werdet auch ihr das Heil finden.“ Hierauf eilte er zu einem katholischen Pfarrer, erzählte ihm den wunderbaren Vorgang, und bat diesen, er möchte ihm Unterricht ertheilen in der christkatholischen Religion, welches derselbe auch übernahm, und ihn nicht lange nachher durch die heil. Taufe der Schaar der Christenheit einverleibte. Der Bekehrte erlernte sodann die lateinische Sprache; und wird sich gegenwärtig, wie dessen nachstehender Brief erweiset, in dem Seminar zu Lüttich befinden, um sich da zum katholischen Priester bilden zu lassen.

Abschrift des Briefes.

„Gelobt sey Jesus Christus.

„Sehr Ehrwürdiger Herr!

„Der Brief, den Ew. Ehrwürden mir zugesandt haben, und worin Sie das Verlangen ausdrücken, von mir zu he-

ren, wie ich mich in meinem neuen Stande befände, war mir höchst angenehm. Ja, es ist wahr, daß ich durch die Gnade Gottes der römisch-katholischen Kirche zugeführt worden bin, für welche Gnade ich demselben nicht genug Dank sagen kann, weil ich mich dadurch in einem Stande befinde, worin ich bestimmt mein Heil wirken kann, wenn ich wie ein wahrer Christ lebe, und mich nach allen Kräften bestrebe, Das zu thun, was der göttlichen Majestät wohlgefallen mag. Ich zweifle nicht, daß Ew. Ehrw. einen großen Antheil an dieser meiner Sache nehmen werden; auch bitte ich Sie, mich in Ihrem Gebete mit einzuschließen, damit ich in diesem glücklichen Stande mit Standhaftigkeit verharren möge."

„Was meine Studien anbelangt, so befinde ich mich dermalen in der Rhetorik, und wenn es Gott gefällt, so hoffe ich um die bevorstehende österliche Zeit, mich nach Lüttich in das Seminarium zu begeben."

„Auch bitte ich Ew. Ehrw. mich stets mit Ihrer Freundschaft zu beehren, in welcher Hoffnung ich mit aller möglichen Unterwürfigkeit bin

Ew. Ehrw.

unterthänigster in Christo Jesu
Emmanuel Paulus Nicolaus Servatius
Weil.

Mastricht, den 16. Jan. 1822.

Ueber den herrschenden Unfug auf deutschen Universitäten, Gymnasien und Lyceen, oder: Geschichte der akademischen Verschwörung gegen Königthum, Christenthum und Eigenthum. Vitam impendere vero. *Juvenal.* Von Karl Moriz Eduard Fabritius, ehemaligen Stiftskapitularen zu St. Guido und Johann in Speier, nunmehr Großherzoglich Baden'schen Bibliothekar zu Bruchsal. Mainz, 1822, gedruckt auf Kosten des Verfassers bei Joh. Wirth. In einem blauen Umschlage.

Der würdige Herr Verf. *) wird durch die ehrfurchtsvollen Zueignungen, mit denen er unsern erhabensten Monarchen Europens und ihren edeln Ministern und Bundestags-Gesandten, seine freimüthige Schrift widmet, den Unmuth derer schwerlich von sich weisen können, gegen die er mit solchen wahrheitsschweren Worten auftritt.

Der Gegenstand, welcher in der Schrift selbst behandelt wird, liegt schon im Titel des Buches deutlich ausgesprochen vor Augen. S. 9 sagt der Hr. Verf.: „In unsern Tagen streift man auf Gymnasien, Lyceen und Universitäten unsern Jünglingen alle Zügel der Religion ab, und macht Gott zum bloßen Gedankending, zum Popanz, gut genug, um Kinder zu schrecken, und den erwachsenen Pöbel in Respekt zu halten." S. 13 heißt es: „Alles menschliche Wissen ohne göttliche Weisheit wird Thorheit und am Ende Raserei, Fanatismus!" S. 14: „Wenn unsere Theologen es nicht dahin bringen, daß alle unsere Tugend Religion; — alle unsere Religion Tugend werde; — — wenn unsere vorgeblichen Weltverbesserer, Ethiokraten und Pädagogen ꝛc. nicht einsehen lernen, daß es schwerer sey, das Herz für Gott und Tugend zu gewinnen, als den Verstand zu überzeugen, so können sie samt und

*) Hr. Fabritius ist vor Kurzem in Bruchsal gestorben.

sonders ihr Handwerk nur niederlegen und ihre Plane aufgeben: sie sind auf Sand gebauet. Menschen allein können ihr verdorbenes Geschlecht nie bessern, und durch unsere moralische Quacksalber ist es noch mehr verschlimmert worden. Das beweiset die überall nothwendige Vermehrung unsrer Zuchthäuser, Narrenhäuser, Krankenhäuser ꝛc.; das beweisen die Kerker, Galgen und Räder, die man auf allen Straßen, Anhöhen, Markscheidungen, wieder aufrichten muß, seitdem man das Zeichen unsers Heils überall niedergerissen." Leider! nur zu wahre, und zu schwere Worte! Denn (S. 15) „ohne Gott ist der Mensch nichts als ein Ding aus Fleisch und Knochen, das mit sich selbst nichts anzufangen weiß, als immer tiefer zu fallen, immer gebrechlicher, immer abscheulicher zu werden." Die seit Jahren her immer gemeiner werdenden Selbstmorde sind eine Wirkung dieser Verlassenheit und Trostlosigkeit. O! es zeigt sich jetzt mehr als je in allen Gesellschafts- und Lebensumständen und in allen Verhältnissen, welche schreckliche Wirkungen der Meinung entsprungen seyen: „daß Gelehrsamkeit das Höchste für den Menschen sey." S. 17 — 25: „Gerade darin liegt das Unheil der Zeit, daß man das Wissen als das Höchste und Einzige betrachtet, und Jeder seine Schuld an das Leben bezahlt zu haben glaubt, wenn sein Name im Meßkatalog steht." Diese Wissensraserei war es, welche (S. 26) „Christus als einen Taschenspieler, als einen Apollonius von Thyana, als einen zweiten Philadelphia darstellte, und in starren Gemüthern, wie die Kröte im Stein, erzeugter Pantheismus dem Herzen des arglosen Jünglings allen Glauben und alle Liebe nahm, und den furchtbarsten Egoismus hervorbrachte, an welchem alle Staaten untergehen müssen, wenn er noch allgemeiner werden sollte, als er schon ist."

Was der Hr. Verf. vom deutschen Kosmopolitis-

mus sagt, ist eben so wahr, als er für ein natürliches Kind der Deutschen angesehen werden muß. Wenn er nur seine liebe pedantische Gelehrsamkeit auskramen darf, so ist er zufrieden. Diese Schwachheit ist eine Folge jeder Kosmopolitenfaselei, und sie macht, daß (S. 29) „keine Nation weniger zu Revolutionen und blutigen Katastrophen aufgelegt ist, als das ernsthafte Volk der Deutschen; und doch war Deutschland von jeher der Centralherd aller Umwälzungen, die seit zehn Jahrhunderten die Gestalt des Continents verändert haben."

Sehr wahr ist auch S. 31: „daß bei einer Regierung von blosen Gelehrten die Unterthanen schwerlich gewinnen dürften. Frankreich hat die traurigsten Beweise davon geliefert." Die Geschichte unserer excentrischen Verstandeskultur beweiset, daß auch die gegenwärtige Industrie-Manie ein Erzeugniß unserer Gelehrtenweisheit ist, welche ohne Gott und Religion fertig zu werden glaubt. Eben dieses bis zum Wahnwitze getriebene neueste Erwerbs- und Erfindungssystem soll Das leisten, was vorher das Wissen bewirken sollte, nämlich die Erlösung des Menschengeschlechts von Dem allem, was dasselbe drücket. Lauter Versuche der Verstandesverrücktheit und Gottlosigkeit, welche den Gedanken nicht aufgibt, das Resultat endlich doch noch zu erreichen, welches Das ist, daß der Mensch ohne Gott bestehen, und Ihn gänzlich entbehrlich finden solle und könne. Welche Begriffe von Tugend-, Recht- und Wahrheitssinne in einem solchen Systeme eingeschlossen liegen, ist leicht auszumitteln. Die Convenienzprobität, die künstliche Schautugendhaftigkeit, welche eben diesen in hohen Stellen hausenden Wesen alles gilt, gehört unläugbar jenem Systeme der starresten Gottlosigkeit und Herzlosigkeit an. Auch ohne die schändlichen Grundsätze, welche den Gliedern der insgeheim noch bestehenden, mit andern Namen verstellten, Verbindungen eigen sind, würde im thätigen

Amtsleben der Allermeisten jene so unheilige Denkart und Probitätsgrimasse herrschen. Die Grundsätze der Illuminaten, und wie dieses Schlages geheime Brüderschaften alle heissen mögen, bestehen annoch überall, so, daß nur selten ein Nichtaffiliirter zu einer Stelle gelangen kann. Die Aemtersüchtigen wissen das recht gut, und bequemen nur zu gerne sich zu den freidenkerischen und egoistischrevolutionären Grundsätzen der mächtigen Brüderschaft. So läßt sich auch die Verbreitung und Herrschaft erklären, welche das System der Irreligion und des Hasses der soliden Ordnung der Staaten allenthalben hat.

Eine weitläufigere Entwickelung dieses Gegenstandes würde uns zu weit führen. Aber dieß können wir nicht unberührt lassen, daß der Ursprung aller dieser fast unheilbar gewordenen Uebel, von dem Hrn. Verf. nicht so unberührt hätte übergangen werden sollen. Er verzeihe uns, wenn wir seine Darstellung zu einseitig und daher nicht so unparteiisch finden, als um der guten Wirkungen willen, welche sein Buch haben sollte, nothwendig dieselbe seyn müßte. Man lege sich nur die Frage vor: Wie war es den Gelehrten möglich, in ihren unheiligen Verirrungen so weit zu gehen? Fanden sie nicht gleich die verdiente Zurechtweisung und Beschränkung ihrer Entwürfe? Warum ließ man sie Grundsätze aufstellen, welche gleich anfangs durch ihre Ausfälle gegen die Religion und ihre Diener zeigten, daß sie gar nicht so gleichgültig zu übersehen wären, wie sie dennoch genommen wurden? Gewiß der Grund des ganzen Uebels liegt tiefer, und muß unmittelbar ganz anderswo als darin gesucht werden, wo wir, unparteiisch zu urtheilen, nur die Wirkung jener vorhergehenden Umstände findend, ihn wirklich zu erkennen uns bereden.

Das auffallend parteiische Schweigen eines Schriftstellers über die Mängel und Gebrechen eines Theiles der Zeit-

genossenschaft, und dagegen das leidenschaftliche Verdammen des andern Theiles, schadet überall der guten Sache der Wahrheit nur zu sehr. Der in Schutz genommene Theil, wird allemal noch unverbesserlicher, weil er blindlings gerechtfertigt wird. Die keinem so leicht unbemerkbare Parteilichkeit erbittert den schonungslos verurtheilten andern Theil, so, daß in keiner Hinsicht aus der Sache etwas anders entstehen kann, als Böses für Alle.

Wenn unmöglich geläugnet werden kann,

„Daß sich in Moden und in Pflichten
Die Völker nach den Fürsten richten,
Und daß dem goldnen Spruch: kein Ding ist unerlaubt,
Ein Potentat am ersten glaubt."

Pfeffel.

Und: „Wenn man die Pyramide auf die Spitze stellt; wenn man so handelt, als wäre der Mensch des Staates, und nicht der Staat wegen des Menschen da; so geräth man in ein Labyrinth von Ungerechtigkeit, aus welchem kein leitender Faden führt *)." Wenn, wie derselbe christliche Verfasser **) sagt: „Ein christlicher Trajan, das heißt, ein Alfred oder ein Ludwig der Heilige, ein seltnes Geschenk der göttlichen Vorsehung ist; so dient man unmöglich der Wahrheit, wenn man sie nur einseitig zugibt, und, aus welchem Grunde es auch geschehe, ihr auf der andern Seite seine Huldigung versagt, ein Verfahren, welches das Gehässige und Tadelswerthe nur noch mehr hervorhebt, vor dem man so augenscheinlich die Augen zudrückt. — Gestehen wir lieber redlich, daß nicht blos einer Seits gefehlt worden, sondern allerseits annoch groß gefehlt werde. Der verewigte Sam-

*) Geschichte der Religion Jesu Christi von Stolberg, IX. B. S. 524. Schweizer Ausgabe.

**) XII. B. S. 418

Duga sagt *) in seinen Briefen: „Es scheint nicht mehr die Zeit zu seyn, wo ein ehrlicher Mann mehr erfreuet wird.“ Ach, am Spieltische gewinnt man keine Tugenden, und bei ewigen Staatsränken und Vergrößerungsschritten zur Macht und Willkühr, noch weniger. Die Völker fahren dabei nicht besser. Wer von Religion und Achtung für dieselbe sprechen will, wird sie nicht als verdächtige, dienstbare Magd und Sklavin behandeln, noch sie ihres heiligen Eigenthums entblößen, unter dem Vorwandte eines bessern Gebrauches, wobei, wie der schrecklichste Unsegen, das Vermögen der Uebrigen vollends mit dahin schwindet. Die Grundsätze der Irreligiosität herrschen nicht blos in diesem oder jenem Stande, nicht blos unter Gelehrten von Profession. Ohne höhern Schutz hätte nicht Freidenkerei, noch ränkesüchtiges geheimes Verbindungswesen so stark und mächtig werden können. Ohne auffallende höhere Gebrechen hätte die Sprache der Revolutionärs nicht bei dem allgemeinen Unmuthe so vielen Eingang gefunden. Und wem verdanken wir den so abscheulichen Grundsatz: daß nichts mehr gut, nichts mehr achtungswürdig ist, als Das, was Vortheil bringt? Wann herrschte dieser Glaube gewaltiger als jetzt? Alle Anstrengungen des Verstandes, wohin zielen sie, als auf Erwerb, auf Gewinn? dazu zwingen die unerschwinglich gewordenen Staatsbedürfnisse, die rücksichtlos erlaubten Erschöpfungen der arbeitenden Klasse. Eine solche Lage drängt den Menschen vollends vom letzten Gedanken der Anhänglichkeit an Gott und seine sorgende Fürsehung ab. Er behält keinen Athem mehr für was es, ausser kümmerlichen Erwerb, sey. Wo findet das Gemüth annoch Förderung zum Glauben an Gott und Tugend, in diesem Abgrunde der Selbstsucht, des Uebermuths und der Erbarmungslosigkeit gegen die Bedrängnisse der Mehrzahl? Nicht

*) B. 2 S. 127.

die Völker haben das Unheil der Zeit erzeugt, sondern die ungenügsame, und verkehrte Sitte Derer, welche auf die Völker zu wirken die Mittel und Gelegenheit an die Hand gaben, und selbst mitwirkten. Nun sollen die Völker es büßen, daß sie ihr Ungemach, welches über sie gebracht wurde, als Ungemach fühlen.

Fenelon sagt: „Der wahre Ruhm findet nur statt, wo Mäßigung und Güte herrscht *)." Wir setzen hinzu: „Der Völker Glück ist blos Geschwätz, wo Mäßigung und Güte ihren Regierungen nichts sind, und diese durch Gewalt und Argwohn die Klagen wie die bestehenden Mängel ersticken wollen.

Glaubt ihr wohl, daß es mit der Menschheit besser werden würde, wenn aus den Köpfen und Herzen der sogenannten Gelehrten, aus allen Büchern und Schulen die schändlichen Grundsätze der Irreligiosität und des Hasses der bestehenden Staatsverfassungen vollkommen ausgerottet würden? Gäbe es dann Nichts mehr, was verwerflich und unheilig wäre? Würde dann das Zeitalter der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und Wahrheit blühen? oder würden die Menschen vollends ihr ganzes Daseyn zu verfluchen sich gezwungen sehen? Alle, Alle müssen besser werden, wenn es gut werden soll. Nicht blos am Fuße des Menschen muß man Gebrechen suchen und finden, wenn Krankheiten und Häßlichkeiten die obern beßten Theile des Körpers so sehr entstellen, und die übrigen Glieder durch ihre Mittheilung immer unheilbarer und schmerzhafter werden.

Mit dem Allem wollen wir den so wahren Aeusserungen des Hrn. Verf. nichts von ihrem Werthe benehmen; wir pflichten ihm in Allem dem gänzlich bei, was er über seinen Gegenstand vorbringt. Doch möchten wir seine Sprache selbst

*) La vraie gloire ne se trouve que dans la modération et dans la bonté.

da und dort minder erbittert finden. Seine Benennungen, womit er die Verbrecher bezeichnet, sind oft zu leidenschaftlich, was dem Rechte der Verdammung, die er über sie ausspricht, immer zum Nachtheile ist. Selbst die Wahrheit hat ihre Schranken, die nie, ohne ihr selbst zu schaden, überschritten werden dürfen. Zu weit getriebener Eifer, verfällt nur zu leicht in Fehler, welche gegen unbefangene, ganz richtige Ansicht der Dinge verstoßen, und oft gegen die Billigkeit sündigen machen.

Des Vinzentius Lerinensis Commonitorium, oder katholische Glaubensregel. Aus dem Lateinischen übersetzt von Franz Geiger, Chorherrn und ehemaligen Professor der Theologie in Luzern. 1822. Luzern, gedruckt im Verlag bei Georg Ignaz Thüring und Sohn.

Es hat wohl schwerlich Etwas eine größere Celebrität erhalten, als der bekannte Spruch des Vinzentius von Lerin: «quod semper, ubique, et ab omnibus creditum est.» Nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten haben sich auf ihn berufen und denselben als Maßstab der Orthodoxie anerkannt. Wie schätzbar muß daher das Werk seyn, aus welchem dieser Spruch genommen ist! — Es ist das allgemein bekannte Commonitorium des Vinzentius Lerinensis, ein Werk das wohl eines der schätzbarsten des ganzen christlichen Alterthums ist. Rich. Simon nennt es (Critique de la Biblioth. des Aut. eccl. de M. Du Pin. Tom. I. p. 191 sq.) ein ganz goldenes Buch, und der berühmte Protestant Calixtus, der eine Ausgabe davon mit einer sehr empfehlenden Einleitung besorgt hat, kann es nicht genug anrühmen, und wollte es eben deßwegen zum Maßstab seiner projektirten Religions-Vereinigung gebrauchen. Und in der That ist auch nichts angemesseneres den wahren Glau-

ben und das echte Christenthum zu finden, als die Regeln, die Vinzentius von Lerin angegeben hat. Schrift und wahre Tradition sind seine Quellen, aus welchen er den wahren Glauben schöpft, und denselben stets geschöpft wissen will. Wer nicht aus diesen Quellen schöpft, der läuft Gefahr, Irrthum statt Wahrheit zu erhalten; und wer diesen entgegen arbeitet, der ist schon auf Irr- und Abwegen, und bringt Dinge hervor, die alles, nur nicht wahrhaft katholisch seyn können; der ist oder wird ein Ketzer. Dieß ist so beiläufig die Haupttendenz des Vinzentischen Commonitoriums. Aber das Buch ist so schön, so merkwürdig in allen seinen Theilen, besonders für unsere neuerungssüchtige Zeit, daß es in der That das größte Verdienst ist, dasselbe wieder neuerdings in Erinnerung gebracht zu haben.

Der würdige Veteran in der gelehrten Welt, Hr. Prof. Geiger, hätte daher keinen glücklichern Gedanken haben können, als die Uebersetzung dieses Commonitoriums in unsre deutsche Muttersprache zu besorgen. Das lateinische Original ist theils so selten, daß man es kaum mehr bekommt, da durch Aufhebung der Klöster dergleichen Werke entweder verschleudert, oder in Orte hingesteckt wurden, die sehr Wenigen zugängig sind; theils finden leider heutiges Tages lateinische Bücher, bei unserer Manie zur Deutschkirchlerei, sehr wenige Liebhaber. Es ist daher ein großes Verdienst für den unermüdeten Verfechter der katholischen Kirche, der bis in sein höchstes Alter nicht aufhört für Christus und seine heil. Kirche rastlos zu arbeiten, daß er diese wichtige Schrift durch seine Uebersetzung wieder ins Andenken gerufen, und die darin enthaltenen Grundsätze zu erfrischen gesucht hat. Besonders bei einer so bewegten Zeit, wo nichts als Neuerungs- und Reformationssucht an der Tagesordnung ist.

Man lese die Glaubensregel des Vinzentius, und man wird finden, woran man ist. Man wird finden, an was

man sich bei dem Zeitsturme, der alles niederzureissen droht, zu halten hat; man wird finden, wozu auch dieses Toben und Rasen der Unsinnigen frommt; man wird finden, womit man beim allgemeinen Jammer sich noch trösten und beruhigen kann.

Eine Anzeige dieser erfreulichen Erscheinung würde allerdings hinreichend seyn, zumal bei einem Werke, das so allgemein bekannt ist, oder wenigstens unter den Theologen bekannt seyn sollte. Allein da das Werk von so großer Wichtigkeit ist; so wird man es uns zu gut halten, wenn wir hier recht Vieles aus demselben ausziehen und unsere Leser völlig damit bekannt machen.

Möchten wir sie dadurch lüstern machen, daß sie das höchst interessante Büchlein, das nur 84 Seiten in kl. 8. zählt, und also nicht viel kosten kann, selbst anschafften und läsen.

Vinzentius Lerinensis war bekanntlich ein heiliger Vater, der im Anfange des 5ten Jahrhunderts lebte. Er war ein geborner Gallier, der nachdem er eine Zeitlang Militärdienst und bürgerliche Aemter bekleidet hatte, in dem Kloster der Insel Lerina oder Lirinum, jetzt St. Honoré, an den Küsten von Provence, ein Mönch und zugleich Presbyter wurde (Gennad. de vir. illustr. c. 64.).

Im Jahr 434 arbeitete er seine Erinnerungsschrift wider die Ketzer (Commonitorium adv. hæreticos) aus, worin er sich und Andere an die Lehren der Kirche erinnern wollte, welche er zur Verwahrung gegen allen Glaubensirrthum am dienstlichsten fand. Er nannte sich in der Aufschrift derselben Peregrinus; vermuthlich, um sich, seinem Mönchsstande gemäß, als einen Fremden und Wanderer in der von ihm verlassenen Welt darzustellen. Voß in seiner Histor. Pelag., Du Pin in seiner Nouv. Bibl. des Aut. ecclés. Tom. IV. pag. 172, auch Card. Noris, welchem selbst der verstorbene Prof. Schwarzel von Freiburg in seinem Elenchus

S. Patrum, beitrat, möchten ihn gerne des Semipelagianismus beschuldigen; allein dem Tillemont kam es schon schwer an, dieses zu behaupten, Baronius hingegen spricht ihn von dieser Mackel ganz frei, wie man es auch nach seinem Commonitorium nicht wohl anders kann.

Billig sagt der Hr. Geiger in seinem schönen Vorworte: „Dieses Commonitorium hatte von seinem Entstehen an bis auf unsere Zeiten die Zustimmung der ganzen Kirche für sich, und man nannte es gemeiniglich das goldene Büchlein. Es drückt also die einstimmige Lehre der Kirche aus."

Deßwegen hat sich der würdige Hr. Uebersetzer, wie er ebenfalls in seinem Vorworte sagt, auch bewogen gefunden, dieses berühmte Buch zum Behufe der Katholiken, die nicht lateinisch verstehen, in einer getreuen Uebersetzung, mit der Warnung: „Haltet unerschüttert an dem Alterthume; denn „was einmal göttlich war, ändert niemals. Was Christus „gestern war, und heute ist, das war er von Ewigkeit, und „wird es in Ewigkeit seyn," zu liefern. Und wir freuen uns dessen, weil es wirklich vorzüglich dazu geeignet ist, dieses Halten an's alte Christenthum im neuen Heidenthume zu bewirken. Es ist leider ganz wahr, was der Hr. Uebersetzer gleich im Anfange seines Vorwortes sehr richtig sagt: „Die Meinungen über Religion, Christenthum, Kirche ꝛc. drängen sich in unsern Tagen einander, und verdrängen sich gegenseitig so schnell, wie die Wellen des Meeres bei einem heftigen Sturme. Aus bösen Absichten oder aus Leichtsinn werden die Begriffe dieser Gegenstände vielfach verwirrt. Ehedem wußte man nur von einer einzigen katholischen (allgemeinen) Kirche: heut zu Tage spricht man von einer allgemeinen (also katholischen) Kirche, welche aber ganz geistig und unsichtbar wäre, und in welche alle Sekten sich verschmelzen sollen. Selbst die alte, schon über achtzehn Jahrhunderte bestehende sichtbare katholische Kirche sollte mit

den schon in einander verschmolzenen Sekten amalgamisirt werden."

Es war in der That ein toll boshafter Gedanke unsrer neuesten Reformatoren, ihr Machwerk und ihr neu projektirtes Heidenthum „katholisch" zu nennen; theils um die Einfältigen damit zu bethören, als wenn sie den wahren Katholicismus hätten; theils der Welt weis zu machen, als wenn ihr neu erfundenes Heidenthum schon so uralt und allgemein wäre. Allein so weit ist es noch nicht gekommen. Es ist zwar arg und der Apostel dieses neuen Heidenthums gibt es Viele und in mancherlei Gestalten. Deßwegen ist es auch „von großer Wichtigkeit," wie Hr. Geiger weiter in seinem Vorworte sagt, „daß wir unsern unstudirten, redlichen Katholiken unbefangen sagen, was denn eigentlich die katholische Kirche sey; für was man sie in den ersten Jahrhunderten angesehen habe; und was sie auch nach der Verheissung Jesu Christi bis an das Ende der Welt bleiben wird." —

Auch Vinzentius sagt gleich im Anfange seiner Schrift, daß er sich das aufschreibe, was ihm die heil. Väter mit aller Treue überliefert haben; „weil die Betrügereien der neueren Irrlehrer alle unsere Sorge und Wachsamkeit in Anspruch nehmen." Sollten die Betrügereien und feinen Ueberlistungen unserer zeitgeistigen Irrlehrer nicht auch alle unsere Sorge und Wachsamkeit in Anspruch nehmen? Vinzentius gibt daher gleich darauf in Demuth seines Herzens zu erkennen, wie er sich in dieser schlüpfrigen Lage geholfen hat; er sagt: „Ich erkundigte mich oft, fragte fleißig und aufmerksam die heiligsten und gelehrtesten Männer, was für eine Norm die richtigste, und welcher der sicherste Weg sey, der Irrlehren Falschheit von der Wahrheit des katholischen Glaubens zu unterscheiden: und beinahe Alle gaben mir immer diese Antwort: wenn ich, oder wer es sey, die Betrüge entstehender Irrlehrer entdecken, ihren Fallstricken entgehen, und fest auf

dem wahren Glauben bestehen wolle, so habe ich mit Gottes Hülfe, zwei Schutzwehren: Erstens das Ansehen der göttlichen Schriften, und dann die Uebergabslehre der katholischen Kirche." —

„Auch selbst in der katholischen Kirche, sagt er weiter, muß vorzüglich dafür gesorgt werden, daß wir das Festhalten, was überall, was allezeit und was von Allen geglaubt worden ist: denn nur Das ist wahrhaft und eigentlich katholisch." Dieses beweiset Vinzentius sehr schön durch die Beispiele von den Zeiten des Donatus und des Arius, wo das Gift der Neuerungen so vieles Uebel gestiftet hatte, „und dieß geschah Alles darum, sagt er, weil man an die Stelle göttlicher Lehren, menschlichen Aberglauben setzte, den Grund des Alterthums durch gottlose Neuerungen zerstörte, Das, was unsere Altvorderen einsetzten, umwarf, die Aussprüche der Väter und die Entscheidung der Alten zerriß und zernichtete: weil sich die unheilige und lüsterne Neuerungssucht durch die geheiligten, reinen und unverdorbenen Schranken des Alterthums nicht mehr wollte zügeln lassen." Ist es bei unsern unglücklichen Zeiten anders?

Der Einwurf: „Warum Gott zuläßt, daß gewisse hohe, in der Kirche aufgestellte Männer den Katholiken neue Lehren verkünden?" wird vortrefflich durch Moses, Deut. 13, gelöst, wo er sagt: „Weil euch Gott euer „Herr prüfet, damit es offenbar werde, ob ihr ihn von ganzem Herzen und von ganzer Seele liebet, oder nicht." Hell am Tage liegt also die Ursache, warum Gottes Vorsehung zuweilen zuläßt, daß gewisse Lehrer in der Kirche neue Lehrsätze vortragen: damit, wie Moses sagt, Gott euer Herr euch prüfe." „Es ist auch, fährt Vinzentius fort, in der That eine große Prüfung, wenn derjenige, den du für einen Propheten, für einen Schüler der Propheten hältst, für einen Lehrer und Verfechter der Wahrheit, gegen den du

hohe Verehrung und Liebe getragen hast, mit Einemmal auf Schleichwegen schädliche Irrthümer einführt, welche du aus Vorurtheil für deinen alten Lehrer nicht sogleich entdecken kannst; auch nicht so leicht zu verdammen wagest, aus Liebe zu ihm." Sind wir dieser harten Prüfung nicht schon seit mehreren Jahren unterworfen? Vinzentius führt als Beispiele den Nestorius, Photinus und Apollinaris an, und setzt zugleich die Ketzereien dieser Männer, mehr aber die katholische Lehre, sehr deutlich und scharfsinnig auseinander, so daß man sich dabei überzeugen kann, wie alt und echt die dießfallsige katholische Lehre ist. Eben so scharf beurtheilt er den Origenes, und zeigt in ihm, wie man auch von dem größten Manne verführt werden kann, wenn er von der Lehre der Kirche abweicht und seinen eigenen Einfällen Anhänger verschaffen will. „Da also Origenes, sagt Vinzentius, ein Mann von dieser Größe, von diesen Eigenschaften, aus zu großem Selbstvertrauen von der Gnade Gottes nicht den rechten Gebrauch machte; da er seinem Verstand ein zu weites Feld ließ, sich selbst zu viel glaubte; da er die alte Einfachheit der Religion Christi verschmähete; sich einbildete, mehr als alle Uebrigen zu wissen; die kirchlichen Traditionen und die Lehren der Vorfahren verachtete, und gewisse Stellen der heil. Schrift auf eine neue Weise auslegte: so wurde die Kirche Gottes auch in Ansehung seiner durch den Ausspruch gewarnt: „Wenn in deiner Mitte ein „Prophet aufsteht,... so sollest du die Worte dieses Pro„pheten nicht anhören... weil euch Gott euer Herr prüfet, „ob ihr ihn liebet, oder nicht." — „Es war freilich," fährt Vinzentius noch immer vom Origenes fort, (man könnte meinen, er spreche im 19ten Jahrhunderte!) „es war freilich eine Prüfung und zwar eine große, da er die Kirche auf einmal von der alten Religion abwenden, und unvermerkt, Schritt vor Schritt, zu einer profanen Neuerung verleiten

wollte; jene Kirche, die ihm so sehr ergeben war, die so zu sagen, an ihm hieng, seines bewunderungswürdigen Verstandes, seiner Wissenschaft, seiner Beredsamkeit (wenn auch nur in scriptis), seines Wandels und seines angenehmen Wesens halber, und so etwas weder vermuthete noch fürchtete." —

„Diese und noch unzählige große Beispiele in der Kirche," setzt Vinzentius hinzu, und wir können es um seiner Wichtigkeit und Anwendbarkeit willen auf unsere Zeiten nicht übergehen, „sollen uns ungemein aufmerksam machen, und der Ausspruch Moses soll uns zur klaren Ueberzeugung bringen, daß wenn hie und da ein Lehrer der Kirche vom Glauben abweicht, es aus Zulassung der Vorsehung geschehe, um uns zu prüfen, ob wir Gott von ganzem Herzen, und von ganzer Seele lieben oder nicht. So ist denn Jener ein wahrer und echter Katholik, der die göttliche Wahrheit, der die Kirche liebt, die der Leib Christi ist; der die göttliche Religion und den katholischen Glauben für das Höchste schätzt, und alles Andere, das Ansehen irgend eines Menschen, seine Freundschaft, Verstand, Beredsamkeit, Philosophie, tief unter denselben achtet; über alles Andere hinaussieht, fest und standhaft bei Dem verbleibt, und nur Das zu glauben und fest zu halten beschließt, wovon er weiß, daß es allgemein die katholische Kirche von Alters her geglaubt und gehalten hat. Wenn er hingegen bemerkt, daß irgend Einer in der Folge Etwas ohne, oder gegen alle übrigen Heilige, als etwas Neues und Unerhörtes einführen will, das erkennet er als nicht zur Religion gehörig, und sieht es als Versuchung an, vorzüglich belehrt durch den Ausspruch des heil. Paulus, da er im ersten Briefe an die Korinther schreibt: I. Kor. XI. „Es kann ohne Trennung nicht ablaufen, damit unter euch „offenbar werde, wer die Bewährten seyen." Eben, als wenn er sagen wollte: Gott vertilge die Urheber der Ketzereien deßwegen nicht sogleich, damit die Bewährten offenbar wer-

den; das ist: damit es an den Tag komme, wer den katholischen Glauben standhaft, getreu und unerschüttert liebe. Aber es unterscheidet sich auch bei Aufkeimung einer Neuerung auf der Stelle, was schwer wichtiges Getreide, und was nur leichte Spreue ist. Was nicht schwer wichtig ist, hält sich nicht auf der Tenne, sondern wird ohne Mühe hinausgewähet: denn einige fliegen schnell davon; andere werden so zu sagen hinausgewähet, fürchten zu Grunde zu gehen und schämen sich doch zurück zu kehren: sie sind verwundet, schweben zwischen Leben und Tod; sie haben so viel vom Giftbecher getrunken, daß es sie zwar nicht tödtet; und dennoch können sie es nicht verdauen; es läßt sie weder sterben noch leben. Wie elend ist dieser Zustand! von welchen Sorgen sind sie geängstiget, von welcher Verwirrung gequält! Bald reißt sie der Sturmwind des Irrthumes in seinen Wirbel fort; bald kehren sie, wie von der Gegenwelle zurückgeprellt, wieder in sich selbst zurück; bald sind sie so verwegen und anmaßend, daß sie das Ungewiße bejahen; bald überfällt sie eine so vernunftlose Furcht, daß sie selbst vor der Wahrheit zittern; sie sind unschlüssig, auf welchem Wege sie vorwärts oder zurück gehen sollen, und wissen selbst nicht, was sie verlangen, was sie fliehen, was sie behalten, was sie wegwerfen sollen. Wären sie vernünftig, so würden sie fühlen, daß gerade dieser elende Zustand ihres zweifelhaften und wankelmüthigen Herzens die Arznei wäre, womit Gottes Erbarmung sie heilen will. Denn eben weil sie den einzig sichern Hafen des katholischen Glaubens verlassen haben, werden sie von den Stürmen ihrer eigenen wandelbaren Gesinnungen gestoßen, gepeitscht, an den Rand des Todes getrieben; damit sie die hochangeschwollenen Segel ihres Gemüthes, die sie zum Spiele des Neuerungs-Windes aufgezogen haben, wieder streichen, in den treuen Zufluchtshafen der ruhigen und guten Mutter zurückkehren, die bittern und

trüben Fluthen des Irrthumes vorerst wieder auswerfen sollen, damit sie fürderhin die Quellen des fließenden lebendigen Wassers kosten können. Sie müssen wieder heilsam verlernen, was sie unheilsam gelernt haben, und begreifen, was sich von der gesammten Lehre der Kirche begreifen läßt, und glauben, was sich nicht begreifen läßt." „Wenn ich demnach alles hin und wieder überlege, so kann ich mich nicht genug verwundern über die Tollheit gewisser Menschen, über ihre gottlose Herzensblindheit, und über ihren lüsternen Hang zum Irrthume; daß sie mit der einmal gegebenen und von den Altvätern erhaltenen Glaubensregel nicht zufrieden, sich ein Geschäft daraus machen, täglich Neuerungen und wieder Neuerungen aufzusuchen, und immer zur Religion hinzuzusetzen, davon hinwegzunehmen, oder etwas an ihr abzuändern eben als wenn das einmal geoffenbaret Dogma, gerade weil es göttlich ist, nicht unabänderlich in sich selbst bestünde; oder als wenn es eine menschliche Einrichtung wäre, die zu ihrer Vollständigkeit des ewigen Verbesserens und einer ununterbrochenen Kritik bedürfte, ꝛc."

Gegen diesen Lerinensischen Grundsatz haben freilich unsere Verbesserer Vieles einzuwenden, und glauben, daß man täglich weiter schreiten und eben deßwegen täglich verbessern und vervollkommnen müsse. Aber gerade diesem Einwurfe begegnet unser Vinzentius sehr kräftig.

„Sollte man denn, fragt er selbst, in der Kirche Christi, keine Fortschritte in der Religion machen dürfen? Freilich sollte man solche, und zwar sehr große machen: denn wer würde solchen Neid gegen die Menschen, und solchen Haß gegen Gott hegen, dieses verhindern zu wollen; aber dieses soll ein Fortschreiten in dem Glauben selbst, keine Veränderung desselben seyn ꝛc." Diese äußerst merkwürdige Stelle muß selbst in dem Werke nachgelesen werden, wil sie zu lang ist, als daß sie hier angeführt

werden könnte. Ueberhaupt ist dieses Büchlein so wichtig, daß man nicht genug darauf aufmerksam machen kann. Wir hätten daher noch große Lust, Mehreres davon auszuziehen, wenn es uns der Raum unserer Zeitschrift gestattete. Allein wir müssen uns wirklich Zwang anthun, um nicht über Gebühr unsere Rezension, die eigentlich nur eine Anzeige hätte seyn sollen, auszudehnen.

Wir danken daher nur noch dem thätigen Herrn Uebersetzer, daß er dieses goldene Büchlein wieder ans Licht gezogen und allgemein brauchbar gemacht hat. Möchte er seine Mühe nicht umsonst gehabt haben, sondern recht viele Leser finden! damit das unselige Neuern einmal ein Ende nähme, und das alte, göttliche Christenthum, das allezeit, von Allen und überall seit seinem Ursprunge geglaubt worden ist, wiederum grünte, aufblühte und jene hundertfältigen Früchte trüge, die ihm verheissen sind.

P. E.

Ein Dutzend kurzer Lebensgeschichten heiliger Bürger, Handelsleute und Wirthe. Ein Geschenk für junge Christen, insbesondere für solche, welche in diesen Ständen heilig zu leben und zu sterben wünschen. Von Franz Lothar Marx. Frankfurt am Main, in der Andreäischen Buchhandlung 1822.

Der Hr. geistliche Rath Marx von Frankfurt hat uns abermal mit einem Dutzend kurzer Lebensgeschichten, und zwar mit Lebensgeschichten von heil. Bürgern, Handelsleuten und Wirthen beschenkt, damit jeder Stand auch seine eigenen Beispiele und Muster habe, und der Bürgerstand etwa nicht glaube, heilig leben sey nur für die Geistlichen und Klosterleute, er aber habe weder Pflicht noch Recht zum heilig leben und sterben.

Wir haben es schon in unserm XII. Heft v. J., wo wir die vorhergegangenen Bändchen anzeigten, bemerkt: daß es ein sehr glücklicher und heilsamer Gedanke des Hrn. Verfs. gewesen sey, solche kleine Lebensgeschichten, Beispiele der Tugend, Gottesfurcht und des christlichen Heldenmuthes, den Unstudirten für die elende, Herz und Geist verderbende, Romanenlektüre in die Hände zu geben. Solche schöne und besonders so heroische Beispiele ziehen an, sie machen Jedem, der noch religiösen Sinn hat, nicht nur dem gemeinen Manne, seine Religion lieb und werth, wenn er so viele muthvolle Opfer sieht, die Alles für sie hingegeben, ja selbst ihr Leben mit Freuden dafür aufgeopfert haben. Wenn auch heutiges Tages der Märtyrer-Tod gerade nicht mehr nöthig seyn sollte; — ? — so machen derlei Beispiele Muth, den leichtfertigen Spott unserer heutigen Atheisten und die frevelhaften Verläumdungen der Akatholiken zu ertragen. Oder wer sollte nicht Muth bekommen, auch Etwas für seine Religion zu leiden, wenn er lies't, wie Vieles die heil. Märtyrer, die nur in diesem Büchlein angeführt sind, ausgestanden haben? wie sie standhaft bei allen Ueberredungen, bei allen Schmeicheleien und bei allen auch den härtesten und langsamsten Martern geblieben sind. Man muß wirklich ob dem übermenschlichen Muth erstaunen, welchen die heil. Blutzeugen Tharacus, Probus und Andronicus gezeigt haben. Und wer dabei nicht die Ueberzeugung faßt, daß man so was nicht leiden konnte, wenn man nicht innigst von seinem Glauben überzeugt war, und ich möchte noch sagen: wenn man nicht von Oben dazu ausserordentlich gestärkt worden ist, der ist wahrlich weder einer Ueberzeugung fähig, noch würdig. —

Also auch der Zweck, den sich der Hr. Verf. vorgesteckt und in seiner Vorerinnerung geäussert hat, wird durch seine fromme Arbeit erzielt werden: daß nämlich „junge (auch alte) Bürger es sich zum Grundsatze machen, Gott im Geiste

und in der Wahrheit anzubeten, und sich von der Wahrheit, Vortrefflichkeit und Göttlichkeit der christlichen Religion vollkommen zu überzeugen, „um jederzeit bereit zu seyn, einem „Jeden genug zu thun, der Rechenschaft von ihnen über die „Hoffnung, die sie haben, fordern wird" (1 Petri III, 15)."

Wir wünschen nur, daß diese schönen Lebensgeschichten recht Vielen in die Hände kommen möchten. Sie sind aber nicht nur schön ihrem Inhalte, sondern auch ihrem Aeussern nach. Sie sind, wie die übrigen, in 18° auf schönes weißes Papier korrekt gedruckt, so daß sie sich zu sehr nützlichen und angenehmen Geschenken eignen.

P. E.

Maria, die unbefleckte Jungfrau, und Mutter des Herrn, und der Liebe, der Unschuld und der Gottseligkeit. — Als Probe eines künftig erscheinenden Werkes zur Beförderung der Religiosität, und zur Warnung gegen unsere Zeitdenkart.

In der Anweisung der Kirche zur besondern Verehrung der seligsten Jungfrau und Mutter des Sohnes Gottes liegt ein so zarter, ein so frommer Sinn, daß nur das starrste Vorurtheil ihn verkennen kann *). Die mütterlich

*) Die Verbreitung und Unterhaltung solcher von einigen leidenschaftlichen Menschen erzeugten Meinungen, und ungöttlichen Widersprüche, gründet sich wohl vorzüglich auf den so tief in uns liegenden Trägheits- und Sklavensinn, welcher lieber nachbetet, als selbst denkt; lieber schnöde abutheilt, als unparteiisch erforscht und erwäget; lieber wegwirft, eine Arbeit, die dem Dünkel der Unfehlbarkeit so sehr zusagt, als der Untersuchung des Gegenstandes sich unterwirft; bei welchem Geschäfte man sich nicht so leicht des Gedankens an Irrthum und unsicherer wankender Einsichten erwehren kann. Solche

sorgsame Kirche stellt Maria als Muster einer Jungfrau ohne Makel, und dann als fromme, Gott ergebene und liebende Mutter vor. „Siehe! ich bin eine Magd des Herrn; mir geschehe, wie du gesagt hast.“ (Luk. I, 38.) Welches Gottesvertrauen, welche demüthige Gottergebenheit, fern von allem dünkelhaften Widerspruchssinn! fern von rechthaberischer Grübelei! Ist nicht dieser kindlichherzliche und über allen Erdensinn erhabene Glaube an Gottes Wahrhaftigkeit und Treue das rührendste Muster jedes göttlichen Menschensinnes? Gibt es ein schöneres Bild der Demuth dieser Tochter aus dem Stamme David? Lassen sich die feinen Züge und Beweise des Glaubens an Gottes väterliche Leitung, in dem Leben derselben verkennen? Wer ihre gewissenhafte Aufmerksamkeit auf Alles, was ihr mit dem Kinde Jesus begegnete, als Anzeige eines befangenen Geistes, einer abergläubischen Denkart anzusehen sich genöthigt erachtet, der mag sich in dieser Ansicht ihres Charakters groß dünken; aber von Gottessinn und Glauben an seine Leitung der Schicksale eines Jeden seiner Kinder, hat er keine Ahnung. Elisabeth, die fromme Base der heiligen Jungfrau, erkannte

---

Vorstellungen schmeicheln nicht dem hohen Selbstdünkel; darum entfernt man lieber Alles, was auch nur auf die entfernteste Weise ihm entgegen wirken könnte; und daher der uns so eigene Absprecherton, welcher selbst als ein wohlriechendes Huldigungsopfer unserm Verstande sich darbringt; wie denn sogar der Nachbeterton der Behauptungen Anderer, dieselbe Schmeichelei unseren Einsichten unterschiebt, und uns dem wegen seiner Weisheit angesehenen Sprecher, wo nicht an die Seite, doch recht nahe rückt. Jeder schließt sich lieber dem in der Welt gepriesenen, als dem gleichgültigen, unbedeutenden Menschen an, wenn Letzterer auch der unbescholtendste, und Ersterer der unsittlichste Mann wäre.

besser diese wichtige Wahrheit, indem sie ihr, das Herz voll Seligkeit und dankbarem Frohlocken, zurief: „Glückliche du! daß du geglaubet hast! denn Gott wird gewiß erfüllen die Verheissung, die Er dir gegeben hat.“ Maria rief dagegen: „Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist frohlocket in Gott meinem Heilande! denn er hat so gnädig angesehen seine niedrige Magd .... Er der da mächtig und dessen Name heilig ist, hat Wunder an mir gethan.“ (Luk. I, 45...49.)

Daß Maria ihre Niederkunft in einem Stalle halten mußte, dieser Umstand störte nicht ihren festen Glauben an Gottes besondere Leitung der Schicksale ihres Kindes. Als die Hirten die Ersten waren, welche Gottes Weisheit zur Anbetung des neugebornen Erlösers rief, drückte die Fromme diese Begebenheit, so wie die Erzählungen der Hirten tief in ihr Herz ein (Luk. II, 19.). Sie hatte zu regen Gottessinn, als daß der Charakter dieser Armen und Unstudirten, in ihr Zweifel über die Glaubhaftigkeit ihrer Zeugnisse erhoben hätte. Ihre Ueberzeugungen von ihrer hohen Bestimmung zur Mutter des Herrn, dem alle Gewalt übergeben ist im Himmel und auf Erden, wankten nicht an ihrem fortwährend irdischdürftigen Schicksale. Als arme Mutter opferte sie bei der Darbringung ihres erstgebornen Sohnes ein Taubenpaar. Die Erzählung der aus fernen Landen gekommenen Weisen, welche zu Jerusalem nach dem neugebornen Könige sich erkundigt hatten, und daß die Einwohner dieser Stadt von der, Marien als so hochwichtig angekündigten, Begebenheit gar nichts wußten; der Umstand, daß Simeon, und nicht einer der angesehenen Priester und Schriftgelehrten (Luk. II, 25.), und Anna gewürdigt wurden, das Heil, das allen Völkern der Erde bereitet war, zu erkennen; alles dieß minderte nicht die Zuversicht der Mutter des Herrn. Vielmehr erhöheten alle diese Begebenheiten ihr Erstaunen über

die gnadenvolle Bestimmung, zu der Gottes Hand sie, als Mutter des Sohnes des Allerhöchsten, auserlesen hatte (Luk. II, 33.). Ihre mütterliche Liebe zu ihrem Sohne, als Vorbild derselben für alle christlichen Mütter, stellt sich uns in der Begebenheit so rührend dar, daß sie nach einer ganzen Tagreise nach Jerusalem zurückkehrte, und mit Joseph ihn unter großer Angst überall und endlich im Tempel suchte. Eben dieß zeuget auch für ihren religiösen Sinn: wie viele Mütter würden ihre vermißten Kinder eher überall, als im Hause Gottes suchen? (Luk. II, 49.) Daß sie es noch nicht gänzlich verstand, noch nicht genug bedacht hatte, daß sie ihren Sohn nur im Hause seines Vaters suchen mußte; darum der Wink, den der Sohn Gottes für seine gewiß fromme Mutter annoch nöthig fand, um ihren Gottessinn noch mehr zu erheben. So handelte er auch auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa, wo er mit den, nach unsrer Sprache etwas hartklingenden, Worten seine Mutter anredete: „Frau! was habe ich mit dir zu schaffen?“ (Joh. II, 4.) Worte, wodurch er blos sagen wollte: Es ist gegen die Würde meiner Bestimmung auf Erden, meine Allmachtkräfte, aus blos menschlicher Rücksicht, auf deine Bitte zu äussern: dieselbe sind nur dem heiligsten Zwecke gewidmet. Daß Er mit dieser Anrede seiner Ihm so theuern Mutter keinen Verweis geben wollte, daß sie Ihn vollkommen verstand, beweisen ihre Worte an die Aufwärter (V. 5 allda), und das von Ihm wirklich vollzogene Wunder der Verwandelung des Wassers in Wein. Daß sein Zweck bei dieser Gelegenheit, wie bei andern (Matth. XII, 48. Mark. III, 31. Luk. VIII, 19.), die unmittelbare, stete Richtung und ausschließliche Erhöhung derselben zu Gott war, ist augenscheinlich. Seine Liebe und zärtliche Verehrung gegen seine Mutter, gewiß größtentheils auf ihren Gottessinn sich gründend, bewies Er unter den schmerzlichsten Leiden am Kreuze, wo Er sie, von ihrer Liebe mitten

unter seine Todesfeinde zu ihm geführt, dem Johannes empfahl (Joh. XIX, 27.): — könnte man einen umfassendern, einen sprechendern Beweis davon in der ganzen Menschengeschichte finden? Wir können nicht umhin, aus Herrn Ewalds christlichem Hand- und Hausbuche die schönen Gedanken über diese Stelle *) hier einzurücken. „Es gibt manches Wort, manche Geschichte, an der man seinen Sinn, die Worte und Tiefe seiner Liebe recht gut prüfen kann. Ist uns ihr Sinn verständlich, leuchtet es ein, was der Mensch wollte, warum er so handelte, was es ihm war, wie natürlich es aus seinem Herzen quoll: dann haben wir schon etwas Aehnlichkeit mit seinem Sinne. Es ist ein Samenkorn in uns zu gleicher That. Bei Aeusserungen fehlerhafter Menschen kann man nachdenken, vielleicht sey es unrecht: aber wenn Jesus selbst etwas sagt und thut, dann ist es wichtig, sich zu fragen, ob man Sinn dafür habe, ob es uns natürlich oder unnatürlich, wahr oder übertrieben scheine. Und so eine Geschichte findet sich hier. Von manchen Seiten kann ich an ihr prüfen, ob ich mich Jesus ähnlich fühle, ob ich etwas von der Liebe habe, die in Ihm war, bis in die letzte Stunde seines Lebens. Und so will ich mich denn prüfen, ob ich etwas davon sehe: was Jesus damit gab, und was es Ihm war, Das noch geben zu können."

„Maria und Maria Magdalena, und den Freund und die Mutter Jesu finde ich hier unter dem Kreuze! Als Jesus Leiden aufs Höchste gestiegen war, als Er da hing wie ein Verfluchter unter Bösewichtern und Spöttern; da hing unter allen Spuren der Mißhandlung im Gesichte, am ganzen Leibe, — dem Tode nahe — da standen seine Liebendsten und Geliebtesten, und sahen, was Er litt. O! man sage, was man wolle: wahre Liebe flieht den Anblick des leiden-

*) Auf den 3ten und 4ten April.

den Geliebten nicht: sie sucht Ihn auf. Ehe sie sich von Ihm trennen, Ihn nicht mehr sehen, kein Wort mehr von Ihm hören will; lieber will sie sich zerreissen lassen von dem entsetzlichen Schmerz. Die Unschuld, die Liebe, die Untergebung Jesus war lebendig in ihrem Herzen, und jetzt hieng Er so hülflos da! Wie mußte ihr Herz sich sehnen nach einem Worte! Sie waren wohl deßwegen gekommen! Jesus verstand das leiseste Sehnen des reinliebenden Herzens. „Weib, sagte Er: sieh, das ist dein Sohn!“ Unstreitig war dieß Johannes, der an der Brust Jesu lag, den Er lieb hatte im vorzüglichen Sinne, der sein Freund war. Zwar nennt sich Johannes aus Bescheidenheit nicht; aber am Ende sagt er doch: diesen meinte Jesus.“ (Joh. XXI, 24.)

„Mag es immer seyn, daß Johannes ein Haus hatte, und Marien hinein nahm, auch im Leiblichen für sie sorgte. Die Geschichte scheint das freilich anzuzeigen. Das ist aber gewiß nicht Alles, nicht Hauptsache. Setzt euch nun wieder in die Lage Mariens. Wie konnte irdisches Unterkommen ihr Hauptbedürfniß seyn? Wie sollte sie jetzt daran denken? Jesus selbst hätte ihr ja Das nicht befriedigen können, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte. — Ach! Jesus, der wußte, was in dem Menschen war, verstand weit besser, was sie wollte; daß sie nicht einen irdischen Versorger in Ihm beweinte. Einen weit bessern Trost wollte Er ihr geben, da Er sagte: Weib, das ist dein Sohn!“

„Maria verlor so viel in ihrem Sohne. Hätte sie auch Alles genug gehabt, — hätte sie Ihn verloren, sie hätte Alles verloren. — Ihr Herz hatte sie so an Ihn gehängt; in ihr war so eine ehrfurchtsvolle Liebe! so ein Hinansehen, ein süßes Ruhen auf dem Gefühle seiner Größe! so ein unbestimmtes, aber desto größeres Erwarten von Ihm! — Und Den zu verlieren, ihr Einziges und Alles? — Und da sagte ihr Jesus: „Weib, das ist dein Sohn,“ kurz, wie jedes echte

Trostwort, aber voll Kraft und Liebe. Du trauerst um mich; ich muß weggehen, und dich verlassen; aber ich lasse dir Einen, der mein Stellvertreter seyn soll. Er war mir viel! er soll auch dir viel seyn. Halte dich an ihn, folgsam wird er seyn, wie dein Sohn, und liebreich und zurechtweisend, wie Er. Ich vermache dir ihn, das Beßte, was ich zurück lasse. Er hat ein Herz wie ich; er ist mein Freund. — O! wenn ich mich an die Stelle Mariens setze, wie viel mußte es ihr seyn, dieß Wort ihres sterbenden Sohnes!"

„Und nun ein Vermächtniß an den Johannes, wie man nur dem erprobten Freunde eines machen kann. Siehe, das ist deine Mutter! Trost dem Freunde, Trost der Mutter, wie auch das erste Wort nicht Trost Einem allein ist. Man sollte es eigentlich nicht trennen, was so innig verbunden ist. Wie wohl mußte es dem Johannes thun, dieß Zutrauen seines sterbenden Herrn! Wie wohl Marien diese Sorgfalt für sie; diese Empfehlung an das Herz eines Mannes, dem sie nun gewiß immer heilig und lieb seyn würde! Wie viel größer mußte Johannes von sich denken, da ihn Jesus für fähig hielt, Sohnesstelle bei seiner Mutter zu vertreten! Wie viel größer Maria von ihm und von sich, von ihrer beider Werth, in dem Herzen ihres Sohnes! Trost war es dem Johannes, wenn Maria bei ihm lebte. Von Jugend auf war Jesus bei ihr gewesen; sie hatte die Keime alles Guten in Ihm beobachtet und aufgepflegt. Wie wichtig war es ihm, von ihr zu hören so manches Wort, so manche Aeusserung aus dem Kindes- und Knabenalter Jesus, die ihr gewiß unvergeßlich waren! Und das Alles sich von ihr erzählen lassen, wie viel war das für ihn! O! ich sehe sie Beide, wie sie etwa an stillen Winterabenden zusammensitzen, und sich von dem Verstorbenen unterhalten, an dem ihr Herz hing! Wie sie sich erinnern an so manches seiner Worte, und an so manche seiner Thaten! wenn Johannes Marien etwas er-

zählte, was sie noch nicht wußte, aus den drei letzten Jahren seines Lebens; und Maria dem Johannes so Manches aus seinem Jünglingsalter und seiner Kindheit. Wie sie ihm die zarte Knospe beschrieb, aus der sich eine so herrliche Gottesblume entwickelt hatte. Wenn sie dem tiefen Sinne manches Wortes nachspürten, und seine frühern oder spätern Erfüllungen ahndeten! Wenn sie in trüben Stunden sich aufrichteten durch Erinnerungen an sein Versprechen: „Ich will euch nicht Waisen lassen; ihr sollt mich wieder sehen; ich will euch zu mir nehmen, auf daß ihr da seyet, wo ich bin.“ Alles das lag in der wohlthätigen Vorsorge Jesu. Oft leben zwei verschlossene Seelen an einem Orte, öffnen sich nicht, und könnten sich soviel seyn. Welch' göttlicher Wohlthäter, der sie zusammenbringt, und in solcher oder ähnlichen Lagen, wo das Herz so offen ist, wie Jesus seine Mutter und seinen Freund zusammengebracht hat.“

„Aber es war auch Trost für Maria, Einsetzung an Mutterstelle, Auftrag von Mutterfreude! Aufforderung, auch Dem Alles zu seyn, der ihr so viel seyn konnte. Das weiß ich ja wohl: Geben ist seliger, ist süsser, als Nehmen. Haben wir einen Freund, der uns Alles ist, aber zu weit über uns erhaben, als daß wir ihm etwas seyn könnten; es ist entfernendes Gefühl, wie Dem, der beständig Almosen empfängt; es thut uns wehe, wenn wir ihn bemühen, ob wir gleich seiner Liebe gewiß sind. Hat uns nicht Gott selbst darum so geredet, als ob wir ihm dienen, gleichsam sein Vergnügen erhöhen könnten, damit mehr Liebe, Zutrauen, Nähe da sey! Und so mußte es Marien seyn, da gleichsam Johannes damit getröstet wurde: Das ist deine Mutter! da er nicht blos ihr Sohn, sondern sie ihm auch Mutter seyn sollte; da sie nicht blos empfing, sondern auch gab, Trost mit Trost, Freude mit Freude erwiedern konnte. Jetzt war das Band geschlossen; sie waren vereinigt, die beiden

Seelen, um durch Liebe zu Jesu emporzuwachsen, zu seiner Gemeinschaft. Und so sehe ich denn, daß Jesus die Vorsorge für die Seinigen durch sein Beispiel geheiligt hat. O! daß ich doch auch hier in die Fußstapfen Jesu treten möge! Selbstlos und wohlthätig war der Tod Jesu, wie sein Leben; so soll mein Leben und mein Tod auch seyn."

„Das sehe ich wohl, es war Jesu lieb, daß Er dem Herzen Mariä und Johannes etwas geben konnte, auch für diese Welt. Selbst in der letzten Stunde seines Lebens, wo seine Seele schwieg; da Er voll war von den großen Aussichten; wo Ihm nichts Aeusseres eines Wortes werth schien; wo Er fast ganz nicht mehr in dieser, sondern in jener Welt lebte, fiel Ihm das noch ein, dachte Er noch dafür etwas aus, Herzens Bedürfniß zu befriedigen seiner Mutter und seinem Freunde. O! du darfst nicht fürchten, daß Er dich nicht verstehe, nicht wisse, was du bedarfst für dein Herz; du darfst dich nicht scheuen, Ihm zu klagen, Ihn zu bitten um etwas Irdisches; weil du etwa denkst, es sey Ihm nicht wichtig genug, was du zur Zufriedenheit für diese Erde bedarfst. Du siehest, da Er genug mit sich zu thun, an sich zu denken, zu leiden hatte, dachte Er doch daran, wohl zu machen, auch für diese Erde, seiner Mutter und seinem Freunde. Und nicht nur diese Bande waren Ihm heilig, die jedem guten Menschen heilig sind. Du bist seinem Herzen nicht entfernter, denn...wer sein Wort hält, und sich an sein Wort hält, der ist Ihm Mutter, Bruder, Schwester, Freund."

„Und warum drängt es Ihn so, auch in der letzten Stunde? Warum? weil Er diese Menschen liebte, und weil man glücklich sehen will Das, was man liebt! Warum? weil Liebe nicht ruht, so lange sie etwas zu Andrer Zufriedenheit beitragen kann; weil sie alles zehnfach für sich selbst thut, was sie für Geliebte thut. Und hier zeigt sich's, wie

auch dieß Stärkung seyn konnte dem Liebenden, der lebte und webte in Anderer Glück. Unter allen Leiden ist dieß das Entsetzlichste: für Die Nichts mehr thun können, für die man Alles thun möchte ..."

„Der, welcher aus Liebe Alles that, was Er that, Alles litt, was Er litt, aus Liebe starb, da Er starb, nur Glück fand in Andrer Glück, nur Thränen hatte für Andrer Noth; wahrlich, der mußte es wie Engelsstärkung fühlen, daß Er noch in der letzten Stunde seinem Johannes ein Wesen geben konnte, das Ihm Mutter, und seiner Mutter ein Wesen, das ihr Sohn seyn konnte. Wer ein Herz hat, der fühlt es."

In der Vorstellung, die uns unsere heilige Kirche unter dem Bilde Mariens, als Jungfrau ohne Makel, und als Mutter mit dem Kinde Jesus auf dem Arme oder Schoße, gab, liegt ein so zarter, so rührender Sinn, daß nur das starre, herzlose Vorurtheil daran sich ärgern und schnöde dagegen thun kann. Wie manches jungfräuliche Gemüth schöpfte aus dem Anblicke des erhabenen Bildes der allerreinsten und demüthigsten der Jungfrauen jene festen Entschlüsse der Bewahrung seiner Unschuld, der herzlichen Gottergebung! Wie manches tief betrübte Herz, vor dem Fuße der Mutter der Barmherzigkeit hingeworfen, und in Thränen zerflossen, erhielt an dem rührenden Mutterbilde, den süssesten Trost! Wie manches Mutterherz, für seines Kindes Heil und Schicksal besorgt, lernte aus dem frommen Auge der Mutter der Treue und der himmlischen Liebe, die Wichtigkeit der Erziehung des Geliebten! O! die heilige Kirche erkannte genau das Bedürfniß einer solchen Zuflucht der Betrübten, der Sünder und der Familienmütter. Wen Jesus liebte, sollen seine Freunde und Liebhaber auch lieben. Wenn es kein wichtigeres, kein rührenderes Bild als das einer zärtlichen, besorgten Mutter gibt; wenn Familienlagen der

mütterlichen Besorgtheit, der innigsten Thätigkeit so alltäglich sind; sollte nicht die Religion auch für diese so unaussprechlich wichtige Angelegenheit einen rechtführenden, stärkenden, belehrenden und beruhigenden Gegenstand der unbescholtensten Vorstellung an die Hand geben? Das erhabenste Bild der Reinheit und Unschuld, der Demuth und Liebe, der Gottergebenheit und gewissenhaftesten, kindlichtreuen Frömmigkeit, wenn dieses einem Auge anstößig erscheint; so mag der sein Gefühl nennen was er will, er hat kein Herz, keinen Sinn für die reine, wahre Religiosität. Er mag wohl viel über Religions-Systeme schwatzen können, aber Religion selber hat er, ausser seinem Schulwissen davon, — nicht.

Der Vorwurf vom Mißbrauche, dessen man die Verehrung Mariens beschuldigt, rührt, wie alle ähnlichen Vorwürfe, nicht so wohl von dem wirklichen Nachtheile des nachgesagten Mißbrauches, als von der Leidenschaftlichkeit und dem schnöden Widerspruchsgeiste her. Dieser liebt den eifernden Tadel, der gegen Andre geht, weil er darin ein bequemes Verdienst seiner eignen Religionsliebe ersieht. So ergeht es auch dieser Verehrung der seligsten Jungfrau Maria.

Wir glauben, diesen Gegenstand nicht besser beschliessen zu können, als mit dem schönen Bilde, das Johann Georg Müller*), in seinen Unterhaltungen mit Serena von Marien uns liefert. Seine Worte sind:

„Euer Schmuck soll nicht auswendig seyn mit Haarflechten und Goldanhängen und prächtigen Kleidern; sondern „der verborgene Mensch des Herzens sey mit dem unvergänglichen Kleide eines sanften und stillen Gemüthes geschmückt, „welches vor Gott köstlich ist." Petrus.

---

*) I. Band S. 347 und folg. — Er ist der Bruder des verstorbenen Johannes von Müller.

„Unter allen Weibern, die je die Erde gebar, ist wohl keine diesem erhabenen Ideale näher gekommen, als Maria, die Mutter unsers Herrn; Sie, das Bild der Anmuth und Unschuld, die sanfte, stille Seele, die in ihrem Nazareth, fern von der brennenden Mittagssonne eines Hofes, fern von allem Glanz und Wolleben der Welt, zur Mutter des Erlösers erwählt, den reichsten, vornehmsten, aufgeklärtesten und feingeistigsten Weibern der Hauptstadt vorgezogen wurde, und deren Name mit dem ihres Sohnes dauern wird, so lang die Erde steht. Ihre Geschichte ist so lehrreich, so der göttlichen Handlungsweise gemäß, bei welcher, was der große Haufe für das Geringste hält, weil es nicht glänzt, immer das Größte ist; und zeigt uns in den dabei vorkommenden Personen so viel feine moralische Züge, daß ich ihr gern dieß Blättchen zu deinem und andrer Marien Vergnügen und Belehrung widme. Wenn ich meinem Grundsatze treu bleibe: die Wahrheit soll nicht dem Menschen, sondern der Mensch der Wahrheit unterthan seyn; — so wird dieses und Alles, was ich schreibe, gemäß der Wahrheit, und eben so sehr der Bescheidenheit und Einfalt geschrieben seyn."

„In Nazareth, dem kleinen, vergeßnen Landstädtchen in Galiläa, konnte sich ihre unschuldige Seele von allen Verführungen der großen Welt rein erhalten. Sie, eine Enkelin des größten Königs, den Juda hatte, verlobt sich einem Zimmermann. Es ist eine arme Familie, in welcher nicht ein Hauch der sogenannten feinen Lebensart oder des guten Tones zu merken ist; und die Weltgeschichte wäre zu stolz gewesen, ihre Namen in ihre verewigenden Jahrbücher aufzunehmen. In Gottes Augen ist die Rechnung umgekehrt. Was groß ist vor der Welt, ist klein vor Ihm, und groß vor Ihm, was klein ist vor der Welt. Er sieht auf Könige und auf Arme mit gleicher Güte. Man darf es sich also

nicht zu Herzen gehen lassen, wenn man nicht eben eine merkwürdige Person in der Welt ist. Haben wir etwas von Mariens Demuth, und Josephs Biedersinn; so sind wir gewiß vor Ihm nicht vergessen. „Gewiß, sagt eines der größten religiösen Genie's, Zinzendorf, (!) gewiß, es ist der Gott alles Fleisches, denselben Augenblick, mit eben dem Nachdrucke sowohl der eigentliche Gott eines Bettlers, oder irgend einer verachteten Magd, wenn sie seiner bedarf, wenn sie nach Ihm fragt: als er der Gott eines prächtigen Salomo ist, der in aller Herrlichkeit dasteht, Ihm den Tempel zu weihen."

„Diese arme Jungfrau, wie mußte sie erstaunen, als eine himmlische Gestalt ihr schlechtes Kämmerlein erleuchtete, und zu ihr sprach: Gegrüßet seyest du, du Hochbegnadete! der Herr ist mit dir, du Gebenedeiete unter den Weibern! — Verwunderung, Staunen, Bestürzung über Erscheinung und Gruß, hemmen ihren Mund. Fürchte dich nicht, Maria! — fährt die Wundergestalt fort, — du hast Gnade bei Gott gefunden. — (Läßt sich einem Menschen was Größeres sagen?) — Siehe, du wirst einen Sohn gebären, deß Namen sollst du Jesus heißen. — Den, auf welchen alle Guten Israels harren, den Erretter seines Volks und der Welt. Die Unschuld fragt: Wie soll das zugehen, sintemal ich von keinem Manne weiß? — Der Engel sagt's, und ist so menschlich, so zart, mitfühlend ihre geheimen Besorgnisse, und die Schwäche des menschlichen Geistes, der einen solchen Gedanken, so überraschend gesagt, unmöglich ertragen konnte; daß er noch einen andern Umstand zur Bestärkung ihres Glaubens beifügt, ein sichtbares Zeichen, das Zeugniß und die vertrauliche Stimme einer Base; er winkt ihr blos, zu dieser zu gehen, die als ein anderer Engel sie über alle Zweifel und Sorgen emporheben sollte. Und wie hört sie dieß Alles? seufzet sie, preiset sie sich glücklich,

triumphirt sie? Nein! mit einer unaussprechlichen Zartheit der Unschuld antwortet sie: Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast. O welch ein Himmel in diesem Herzen! O der sanften, stillen Seele, die dieß sprach! die nicht zu Nachbarn und Freunden lief, es zu erzählen, was sie ihr doch nicht geglaubt hätten; die sich nicht in ihrem eignen Herzen groß machte, sondern unter abwechselnden frohen und bangen Gedanken, die weite Reise in das Gebirge Juda machte, in den mütterlichen Schoos der Elisabeth sie alle auszuschütten! Der Engel kommt nur, und verkündet; ein menschliches Wesen, Elisabeth, soll die Botschaft vollenden und bestärken. Er schied von ihr, und sie sieht ihn in ihrem Leben nicht mehr."

„Hurtig geht sie über die Berge, und findet bei Elisabeth mehr als sie gesucht hatte. Die mütterliche Freundin wird endlich auch noch in ihrem Alter Mutter. Maria sieht's, freuet sich mit ihr, und theilet, erleichtert von allen Sorgen, nicht ihre Sorgen, sondern ihre Freuden mit ihr. Alles zittert vor Freuden an der Elisabeth, wie sie die junge Maria sieht, das Kind hüpft froh in ihrem Leibe. Gebenedeiet bist du unter allen Weibern! Woher kommt mir die Ehre, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? O! selig bist du, die du geglaubt hast!" u. s. w. Wie lieblich, wie hausmütterlich! wie viel läßt sich von diesen abgebrochenen Worten auf den göttlichen Sinn dieser von Gott allein gekannten Familie schließen! Maria hat genug; ihr Glaube hat gesiegt; sie fragt nichts weiters; sie kritisirt das Wunder nicht; ihr Wahrheitssinn, ihr Sinn für Gott wird rege, und spricht dafür. Sie ist blos Empfindung, und bricht in einen Lobgesang aus, der bei all seinem hohen Schwunge dennoch nur Demuth athmet: „Ich bin des Herrn Magd! Er hat meine Niedrigkeit angesehen. Die Hungrigen füllt Er mit Gütern, und lässet die Reichen leer. Er denkt der Barmherzigkeit!

Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes!" — Welch' eine Empfindung! Welch' ein Sinn für's Göttliche, der den Lobgesang durchströmt! Manches Dunkle mochte seit der Engelserscheinung noch in ihr gelegen und gegährt haben; Manches mochte sie sich vorgenommen haben, ihre Base zu fragen; sobald sie sie sieht, ist ihr alles offen, was Gott mit ihr und ihrem Sohne vorhabe, obgleich es nur noch zukünftig ist. Merken, was Gott durch diesen und jenen Umstand unsers Lebens uns sagen will, das ist göttlicher Sinn, wozu Bekanntschaft und Freundschaft des Herzens mit Ihm gehört; so wie wir von den Thaten, ja blos von den Zeichen und Winken unsrer Vertrautesten, leichter auf ihre Absichten und Gedanken schließen können, als bei solchen, die uns fremde sind. Sie freuet sich, weß sich alle bessern Seelen freuen: daß Kindeskinder sie selig preisen werden. Sie bleibt sich immer gleich; auch, da nach ihrer Niederkunft Hirten vom Felde, und Weise aus Morgenland kamen, ihr neugebornes Kind zu verehren, kommt nicht ein Hauch von Eigenlob in sie. Sie behielt und regte alle diese Worte in ihrem Herzen, ohne sich ihrer Ehre zu überheben. Und wie viel hatte sie in ihrem Herzen zu bewegen! Das Kindlein wuchs — also, mußte sie denken, muß ich noch vielleicht bei zwanzig, dreißig Jahre warten, bis er hervorbricht in seiner Kraft? So lange muß ich Geduld haben, so lange harren! Und was wird es dann werden? Simeon sagt es ihr: „Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen!" Schreckliches Wort! so glänzende Erwartungen so schmerzlich zerknickt! Das Süsseste mit dem Allerbittersten vermengt! Doch so geht es in dieser Welt, die schönsten Rosen wachsen unter Dornen! Die frühe Verkündigung waffnete ihr Herz gegen das Unglück. Mehr als einmal drang das Schwert durch ihr Herz, da sie Ihn in seinem zwölften Jahre verloren glaubte, und mit Schmerzen suchte; da Er

einst im Feuer seiner Rede sprach: „Wer sind meine Mutter und Brüder?“ So oft, da sie Ihn in Todesgefahr sah, und zuletzt bei seinem Kreuze. Nie aber scheint sie ein Wort zu Ihm gesagt zu haben, Ihn von seinem Berufe abzulenken. „Das widerfahre dir nicht.“ — Demüthiges Erharren des Ausganges ist ihr Charakter. Aber welches Harren, als das ihrige, wäre nicht müde geworden, da er nun schon dreißig Jahre alt, und noch immer der Zimmermannssohn aus Nazareth war!“

„Jesus wuchs, nahm zu an Alter, Weisheit und Liebenswürdigkeit bei Gott und Menschen. Maria mag Ihm Manches von ihren Schicksalen gesagt, viel mit Ihm aus der Schrift geredet haben, das wir nun nicht mehr wissen. Die innere Bildung, selbst jedes gewöhnlichen Menschen, geschieht in so göttlicher Stille, daß es uns nicht befremden muß, daß wir so wenig von den Jugendjahren Jesu wissen. Endlich trat Er, — oder Gott zog Ihn vielmehr aus seiner Verborgenheit hervor, aber wie ganz anders, als man Ihn erwartet hatte: verachtet, verschmähet und verworfen; ein Mann des Kummers und befreundet mit Gram.“

„Auch dieses trug sie ohne Murren, folgte Ihm zärtlich nach, wo Er hingieng, hieng an seinen Blicken und Worten; denn sie lebte nicht in sich: die Mutter lebte in ihrem Sohne; des Herrn Magd in ihrem Gott und seinem Willen. Die Mutter zweier seiner Jünger bat um den Vorsitz ihrer Söhne im Reiche der Himmel; Maria bat nichts, und bekam auch nichts, als was sie innerlich hatte. Ach! wir wissen nicht, was Alles, auch über sie, von Jesus Feinden gelästert wurde, das ihr zartes, weibliches Herz brechen mußte. Gott zieht über die tiefsten Leiden der Seinigen einen Schleier, daß die Welt das Heiligthum nicht sehe. — Endlich, da sie Ihn, unter den schrecklichsten Martern am Kreuze erblassen sah, da ward die

Weissagung Simeons, die sich langsam und martervoll immer mehr erfüllte, in ihrem vollsten Sinne wahr. Einen Sohn von so großer Hoffnung da zu sehen! Wer hat ein Mutterherz, das ihren Schmerz nicht fühlen sollte! Durch das edelste Vermächtniß gibt Jesus, der auch gegen sie immer Sohn blieb, ihr seinen ersten Freund zum Sohne, sie ihm zur Mutter, den Er liebte bis in den Tod. Aber doch schien der, den ihr Herz getragen hatte, für sie verloren! Nach wenig trüben Tagen sieht sie Ihn wieder auferweckt, obgleich sie auch da nicht die Erste war, der Er sich zeigte, sieht Ihn gen Himmel fahren, und ihr Herz flog Ihm nach." — —

„Hier verläßt uns die Geschichte. Treulich wird sie des Johannes, so wie er ihr, um ihres dritten Freundes willen, gepflegt haben, und eines sanften, fröhlichen Todes gestorben seyn. Der Wandel und die Auflösung einer solchen Seele ist zu heilig, als daß sie die Vorsehung zur Schau und Befriedigung der Neugierde der Nachwelt ausstellen wollte."

„Einst wirst du uns, o Mutter Jesu! sagen —
Der Orion, der Sirius und Wagen
Sind Funken nur, aus dessen Hand entschlagen —
Den ich, ich Seligste, in meinem Leib getragen."

„Ich füge noch den zartgefühlten Hymnus Lavaters auf Maria bei; der, so viel ich weiß, zur Zeit noch, nur Wenigen bekannt ist."

Maria.

Ein Hymnus.

1. „Königin der Jungfrau'n! Große
Mutter, die in ihrem Schooße
Einst den Herrn des Himmels trug,
Welches Lied erhebt dich g'nug!"

2. „Ach! durch welche Dunkelheiten,
Welche herbe Bitterkeiten,
Führte dich des Höchsten Hand
Hin, wo nie ein Engel stand!“

3. „O du Heilige! du Reine!
Fromme, wie der Frommen keine,
Schönste Blum' auf Gottes Flur!
Auserwählteste Natur!“

4. „Nicht im Himmel, nicht auf Erden
Willst du zwar vergöttert werden;
Ewig, wie du selbst gesagt,
Bleibst du Gottes erste Magd.“

5. „Aller Seraphinen Chöre
Nennen dich der Menschheit Ehre!
Wer ist's, der den Sohn erkennt,
Und dich nicht mit Ehrfurcht nennt?“

6. „Dein ist alles Edle, Schöne,
Der Maria Magdalene!
Dein der Martha Glaub', und dein
Der Maria Stilleseyn.“

7. „Frohste Königin der Frohen!
Erste Ehrerin des Hohen!
Zeugin einst von seiner Pein!
Seiner Liebe Wiederschein!“

8. „Einst Durchbohrte, Tiefbetrübte,
O du liebendste Geliebte!
Wer ist in der Wonne Reich
Hochbelohnteste, dir gleich.“

9. „Mütterlichstes aller Herzen!
Zahllos waren deine Schmerzen:
Nun sind deiner Freuden mehr,
Als der Sterne zahllos Heer!“

10. „Alle menschlichen Geschlechter,
Heiligste der Erdentöchter!
Urbild der Bescheidenheit!
Preisen deine Seligkeit.“

11. „Alle die mit Glauben lesen,
Was du sterblich einst gewesen,
Freu'n sich, dich einst überschön
An des Schönern Hand zu seh'n.“

12. „Jeder der die Wahrheit ehret,
Tugend lernt, und Tugend lehret,
Seufzt, und seufzt vergeblich nie:
Wär ich fromm und rein, wie sie!“

Die Finsterlinge unsrer Zeit. Von Aloysius Frey. Quedlinburg und Leipzig, bei Gottfried Basse. 1822. S. 159 in kl. 8.°

Qui sagoteroit suffissament un amas des aneries de l'humaine sapience, il diroit merveilles, sagte Montaigne in seiner naiven Sprache. — Auch vorliegendes Pamphlet dürfte ebenfalls sein Quantum liefern. Mit Unwillen muß der rechtliche Mann sehen, daß es dem Verf. nur darum zu thun war, die Katholiken samt ihrer Glaubenslehre und ihren Gebräuchen niederzuschimpfen, und was er nach seiner sapience nicht wohl vermochte, vorerst zu verdrehen und im Gegensatze darzustellen, so daß man nicht weiß, ob man seine Unwissenheit oder seine Unart mehr bewundern solle. Oder weiß und muß etwa nicht jeder gebildete Protestant wissen, daß die Katholiken nicht glauben, sie seyen der Mutter Gottes gleiche Ehre als ihrem Sohne schuldig, daß sie die Bilder nicht anbeten, die Sakramente nicht ansehen als zum Theil von den Aposteln angeordnete Institute, die ungetauften Kinder nicht in die Hölle verstoßen,

in der Firmung keine Magie finden, die Buße nicht als einen gerichtlichen Prozeß beachten, einen hundertjährigen Ablaß nicht ansehen als einen Freibrief, hundert Jahre lang vor den Augen der Kirche straflos zu sündigen? S. 119, ꝛc. Wir übergehen die artigen Ausdrücke des Hrn. Aloysius Frei, als da sind: Pfaffengelock, dumme und schmutzige Kapuziner; S. XVI. päbstliches Hurenregiment; ebend. der verhüllte Pferdefuß; S. XVIII., Proselytenjäger; S. 8, mordsüchtige Intoleranz der lieben Mutterkirche; S. 19, in Dei Papæ gloriam; S. 23, Hohenloherei; S. 37, Vicegott und Vicechristus; S. 41, Stockpapisten, S. 43; Marialatrie der Katholiken; S. 113, Maria als große Kinderpuppe im Reif- und Bügelrocke; S. 113, Geheimnißkrämerei; S. 137 ꝛc. Wir übergehen, sage ich, alle diese evangelischen Sachen, um unsere protestantischen Brüder selbst zu verschonen, die sich durch solche Wortführer vor den Augen der ganzen deutschen Nation prostituirt sehen müssen, da Hr. Frei alle seine vorgelaufenen Scheltbrüder an Grobheit und krassen Lügen übertrifft, und führen nur zwei einzige Proben seiner protestantischen Poeterei an. S. 134 stehen folgende distychischen Schwunggedanken:

„Frägst (!) du, wie kommt's, daß jetzt von den Regionen des Lichtes
Mancher erleuchtete Kopf kehrt zu dem Pole zurück?
Wo die Sonne nicht scheint, und alles in Nebel gehüllt ist;
Höchstens ein Nordlicht nur blasse Gespenster erschafft?
Wie von der Bibel zurück und vom vernünftigen Glauben
Wieder ein Protestant sich zu dem Pabste verirrt?
Wieder vor Bildern kniet, wie der Neger vor dem Fetische,
Heilige wieder erblickt, wo er Fanatiker sah?
Freund! die Antwort ist leicht; die Sünde lastet, und Ablaß
Spendet, an Gottes Statt, leicht ein geschorner Mönch.
Und dann gehst du quittirt vom Beichtstuhl, sündigest wieder,
Beichtest wieder und wirst wieder auf's Neue quittirt.

Und was dir nicht beliebt an Büßungswerken zu leisten,
Dazu findet sich dann wohl noch ein Mütterchen auf."

S. 157 als Schluß:

„Was ist, fragst du mich, Freund, der neuere Katholizismus?
Antwort: würzige Brüh' über ein modernes Fleisch.
Wirf das modernde Fleisch dahin, wohin es gehöret;
Kauf dir frisches, es würzt ohne die Brühe sich selbst."

Quis talia fando temperet a lacrymis?

Druck und Papier entsprechen dem Inhalt.

R. R.

Noch etwas über Schuhkraffts Armenfreund.

Schon in den vorhergehenden Heften des Katholiken (1ster Bd. 1ster Jahrg. III. Heft März S. 256 u. f. w. — 2ten Bd. 1ster Jahrg. VI. Heft Juli — S. 89.) hat Hr. L. W. die Katholiken aufmerksam gemacht auf manche gefährliche und verdächtige Stellen des Schuhkraff'schen sogenannten Armenfreunds, weil er zwar immer Honig im Munde in Hinsicht der Katholiken führt, aber dennoch sein Gift im Herzen gegen diese seine verehrungswürdigen Freunde, nicht ganz zu bergen vermag, daß man alle echte Katholiken nicht genug davor warnen kann. Man lese nur obige Hefte, und man wird sie von der schlimmen Tendenz dieses Armenfreundes überzeugen; auch hätte man glauben sollen, der Redakteur dieses so feilen Blattes würde durch die wohlgemeinten Warnungen und Bemerkungen für die Zukunft etwas behutsamer in Hinsicht der Katholiken gemacht worden seyn; allein die traurige Folge zeigt das Gegentheil, da wir abermal in einigen seiner neuesten, uns gegen unsern Willen zugeschickten und aufgedrungenen, Blättern die Biographie eines der größten Religionsschwärmer, des berüchtigten Brentius lesen, der weder katholisch, noch lutherisch, noch kalvinisch

lehrte, sondern bekanntlich die bibel- und vernunftwidrige Lehre der Ubiquisterei der Menschheit Christi mit dessen Gottheit vertheidigte. Der liebe Armenfreund muß wahrscheinlich gar nicht bedacht haben, daß er den damaligen Herzog Christoph von Würtemberg eben so tief bei der Nachwelt heruntersetzt, als er seinen Helden Brentius hinaufsetzen will: denn es kann doch keinem ehemaligen Reichsfürsten zur Ehre gereichen, wenn er gegen Kaiser und Reich, gegen die Kirche, ja gegen die Grundsätze Luthers und Kalvins selbst einen solchen Religions-Sonderling in Schutz genommen. Und doch scheint es beinahe, daß unser Armenfreund, N.° 6 v. 12. Januar 1822, und N.° 7 v. 15. Januar 1822, diesen Tollhäusler fast apotheosiren, wenigstens zu einem und der ersten protestantischen Heiligen stempeln möchte, da er das elende, längst schon ausgezischte und vergessene Altweibermährchen wieder auftischen will, daß Gott seinem Brentius zu Gefallen, da dieser sich in dem Landhause zu Stuttgart versteckt hielt, gleichsam das Wunder, das er zu Gunsten des großen Propheten Elias einst mit den Raben (III. Buch d. Kön. XVII, 4. 6.) gewirkt, durch eine gelbe Henne und ein Ei erneuert habe. Brentius muß doch der Vorsehung nicht so wie Elias getrauet haben: denn der Armenfreund läßt ihm zur Fürsorge ein Stück Brod mit in seinen Schlupfwinkel für den Nothfall mitnehmen. Wer soll hier nicht mit dem lieben alten P. Kochem einen recht tiefen Seufzer lassen!!! Ohne uns in eine förmliche Biographie dieses Brentius einzulassen, wollen wir nur einige seiner thörichten, unkatholischen, unlutherischen, unkalvinischen Grundsätze in Religionssachen von ihm dahier aufstellen, woraus eine jede in Deutschland geduldete Religionspartei leicht ersehen wird, daß Brentius keiner eigentlich angehörte, folglich auch nicht verdienet, in einem Blatte, das man zum Lesen anbietet, gefeiert zu werden.

Man lese z. B. nur seinen Katechismus am 167 Blatte,

wo er den V. Art. aus dem apostolischen Glaubensbekenntniß also erklärt: „Abgefahren oder abgestiegen zu der Hölle, heißt, daß, nachdem Christus verschieden, vom Kreuze abgenommen, und begraben worden ist, man gemeinet, er wäre nun gar dahin, und es wäre nun ganz aus mit ihm: denn da war kein Leben mehr, auch keine Hoffnung, daß er wieder sollte lebendig werden; sondern er wurde ins Grab gelegt, und Jedermann gieng davon, als wenn er nun ewig müßte todt seyn. Das heißt zur Hölle fahren, nämlich daß man ihn achtet, als wenn er nun ganz und gar zu Grunde gegangen wäre." Diese Brentianische Auslegung ist eine handgreifliche Verfälschung des fünften Glaubensartikels, ganz dem Sinne anderer christlichen Glaubensbekenntnisse zuwider.

Da Brentius die Verwandelung des Brods und Weins in den Leib und Blut unsers Herrn Jesu Christi (die Transsubstantiation) nicht annehmen, und doch die wahre und wesentliche Gegenwart Christi im Abendmahl behaupten wollte, so erdichtete er eine neue Art der wesentlichen Gegenwart Christi in demselben, und sagte: „Der Leib Christi sey von der Zeit an, als dieser in Himmel aufgefahren, überall;" daher seine Anhänger die Ubiquetisten oder Ubiquetarier, genannt wurden.

Wie abgeschmackt aber diese Lehre des Brentius ist, erhärtet sich aus der heil. Schrift, und aus der gesunden Vernunft: denn Christus sagt bei Joh. XIV, 28.: „Der Vater ist größer als ich," nämlich, meiner Menschheit nach, wie dieß alle christliche Parteien auslegen, Schmiedel, Brentius und Johann Westphal nebst Consorten ausgenommen, die sogar Melanchthon schon gehörig widerlegt, da aus ihrer Lehre die Vermischung beider Naturen in Christo, wie ehevor die Eutychianer irrig behaupteten, eingeführt würde: aber nach Brentius widersinniger Lehre wäre der Vater nicht größer als der Sohn, nämlich der Menschheit nach, da die göttliche

Natur in Christo dessen menschlicher Natur ja alle Eigenschaften der göttlichen mitgetheilt hätte — folglich müßten, nach Brentius Lehre, zwei göttliche Wesen seyn, und nicht ein einiger Gott: denn was göttliche Eigenschaften hat, das ist Gott. Nun hat nach Brentius die menschliche Natur in Christo göttliche Eigenschaften; also müßte sie auch Gott seyn.

Wie mag also der Armenfreund den Brentius seinen Lesern noch als einen frommen, und gelehrten, thätigen und höchst nützlichen Mann für die Sache der Kirchenreformation anrühmen?!

Gedanken.

Der Hauptinhalt des ganzen Gesetzes: Gott über alles, den Nächsten aber wie sich selbst zu lieben, wird nun scharf untersucht; und nach der neuest beliebten Lesart das Ganze auf die ungemessenste Selbstliebe reducirt. Gott bedarf unsrer Liebe nicht, die Welt Seiner nicht, und der Nächste, der doch der Liebe für das eigene Selbst, nachstehen muß, wird sich gefallen lassen, mit seiner sekundären Anforderung an unsere Liebe, zu warten, bis wir dieser Pflicht an uns selbst gehörig Genüge gethan zu haben, ihm kund thun werden.

Der Welt mißfällt dein Unrechtthun dann, wenn du nicht den gewandten klugen Schein des Rechts angenommener Maßen beobachtest. Am Rechtthun liegt ihr nichts, und sie verachtet es, wenn es nicht mit bescheidener Rücksicht für sie ausgeübt wird. Sie hasset es gar, wenn es mit Hintansetzung aller Rücksicht für sie ausgeübt wird.

Verbesserungen.

S. 290, Z. 13 v. u., st. bidelnd, l. bieckelnd.
S. 327, Z. 4 v. o., st. moralische, l. moralischen.

Beilage zum Katholiken.

N.to IX.

Ueber die verschiedenen Unfälle der Jesuiten in Spanien seit fünfzig Jahren. (Ami de la Religion et du Roi, N. 800.)

Wir leben in dem Jahrhunderte der Duldsamkeit; eine ausgemachte Sache, die sich durch glänzende Beispiele nachweisen läßt. Seit den 60 Jahren in welchen die Philosophie einiges Ansehen genießt, haben wir mehr als einmal gesehen, wie sie sich desselben zu bedienen weiß. Sie erhebt sich gegen die Verbannungen, und sie vervielfältigen sich unter ihrem Namen, und durch ihren Einfluß. Spanien, welches in unseren Tagen durch Proscriptionen seine ersten Tritte auf der Laufbahn der Freiheit bezeichnet, und welches einsweilen, in Erwartung besserer Dinge, seine Bischöfe aus dem Lande schafft; Spanien hatte schon vor 55 Jahren der bestürzten Welt ein trauriges Beispiel dieser Art gegeben. Aus dem Schooße eines ganz katholischen Landes gieng auf einmal ein Verbannungs-Edikt gegen eine ganze religiöse Körperschaft hervor. Der Orden ward nicht allein aufgehoben, sondern dessen Mitglieder wurden sogar mit äusserster Strenge verfolgt. Auch aus Frankreich waren die Jesuiten vertrieben worden, aber nur durch Verordnungen des Parlaments, und Ludwig XV erlaubte ihnen bald nachher, als Privatpersonen im Reiche zu leben. Unsre Parlamente selbst, so eingenommen sie auch gegen dieselben waren, hatten nicht plötzlich Hand an sie gelegt, und sie nicht bis an die Gränzen des Reiches führen lassen.

Dieses Uebermaß von Strenge war für Portugal und Spanien aufbewahrt. Schon im Jahre 1759 hatte ein gewaltthätiger Mini-

ter, in einem Anfall seiner Laune, alle Jesuiten aus Portugal in die Länder des Pabstes übersetzen lassen. Der spanische Minister folgte seinem Beispiele. Wir wollen hier den geheimen Ursachen einer so strengen Maßregel nicht nachspüren. War sie, wie in Frankreich, das Resultat einer Verbindung, zwischen einer alten und neuen Sekte? War der Graf von Aranda bei dieser Gelegenheit ein Agent der Philosophie, und unterstützt durch die Agenten einer andern Partei, welche damals anfieng sich in Spanien zu verbreiten? Dieß scheint sehr annehmbar, und stützt sich auf ziemlich starke Gründe. Doch, wie diesem immer sey, die Landesverweisung der Jesuiten war mit den Zeichen einer heftigen Rachgierde verbunden. Wir haben nirgendwo vollständige Dokumente über diesen Punkt der Geschichte gefunden, zuerst übertrug ein geheimes Rescript vom 27sten Februar 1767, dem Präsidenten des Raths von Castilien, Grafen von Aranda, die Anordnungen in Hinsicht der Landesverweisung der Jesuiten, und alle Beamten und Truppen sollten ihm in dieser Sache zur Hülfe bereit stehen. Man schickte an alle Beamte der Gegenden, wo es Jesuiten gab, ein Circular, das mit einem Paquete begleitet war. Das Umlaufschreiben vom 20ten März 1767 untersagte, das Paquet vor dem 2ten April zu eröffnen, und geboth dießfalls das strengste Stillschweigen. Dieses Paquet enthielt das Rescript vom 27ten Februar und Befehle des Grafen von Aranda wegen Ausführung der Maßregeln. Zufolge dieser Befehle sollten die Jesuiten in der Nacht vom 2ten auf den 3ten April überfallen, alle Gemeinschaft mit andern Personen unter den strengsten Strafen ihnen untersagt, ihre Besitzungen eingezogen, und sie selbst zum nächstgelegenen Seehafen abgeführt werden. Man hatte zur Ausführung dieser Befehle alle mögliche Vorsicht getroffen: die Truppen mußten unter den Waffen stehen, wie in einer dringenden Gefahr des Staates. Diese außerordentlichen Zurüstungen hatten wohl keinen andern Zweck, als auf eine Verschwörung, oder die Möglichkeit eines Widerstandes hinzudeuten; allein, die Leichtigkeit der Ausführung mußte nothwendig diese so klüglich ausgedachten Maßregeln in ein lächerliches Licht stellen.

Am 2ten April erschien eine pragmatische Sanktion von Karl dem III, welche die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien und die Einziehung ihrer Güter verordnete. Der König erklärte, daß

die Beweggründe zu diesen Verfügungen in seinem königlichen Herzen verschlossen blieben: ein Ausdruck, über den selbst d'Alambert, in seinem Briefe an Voltaire vom 4. Mai 1767, sich ein wenig lustig macht. Noch mehrere andere Umstände dieses Ediktes waren sehr befremdend: der König verboth für oder gegen das Edikt zu reden oder zu schreiben. Er legte seinen Unterthanen über diesen Punkt Stillschweigen auf, und wollte (Art. 16.) die Uebertreter als Majestätsverbrecher bestraft wissen. Der Fürst erklärte, daß er bei der Maßregel, die er ergriffe, blos dem Drange seiner königlichen Milde folge (Art. 2.). Er verboth, die Jesuiten jemals wieder in seinen Staaten aufzunehmen, und Jeder, der einen solchen Anschlag machen würde, solle als Stöhrer der öffentlichen Ruhe bestraft werden. Den Priestern des Ordens ward eine Pension von 100, den Brüdern von 90 Piaster bestimmt; sie sollten aber diese Pension verlieren, wenn sie die Staaten des Pabstes verließen, oder durch ihre Reden oder Schriften Gelegenheit zum Mißvergnügen gäben; ja es hieß darin sogar, daß die Jesuiten alle zugleich ihre Pension verlieren sollten, dafern eines ihrer Mitglieder, unter dem Vorwande einer Apologie oder Vertheidigung, Schriften bekannt machte, die dem Respekte für den königlichen Willen zuwider liefen. Alle Diejenigen, welche mit den Jesuiten Briefwechsel unterhielten, was allgemein, und auf das strengste verboten war, sollten nach der Schwere des Vergehens geahndet werden. Ein auch säkularisirter Jesuite durfte ohne besondere Erlaubniß in das Königreich nicht zurück kehren, und Keiner sollte sie erhalten, ohne das Versprechen, mit den Gliedern der Gesellschaft durchaus keine Gemeinschaft unterhalten zu wollen, und selbst in diesem Falle durfte er keine geistliche Verrichtung unternehmen. Die Novizen, welche den Professen folgen wollten, sollten keine Pension bekommen.

Dieß war das Edikt der königlichen Milde; die Ausführung geschah auf das Pünktlichste. Für Madrid und seine Umgebung ward sie sehr beschleunigt. In der Nacht vom 31ten März zum 1ten April 1767 umgaben Truppen die 6 Häuser der Jesuiten in dieser Stadt. Schlags Mitternacht stürmten sie heran, mit den Beamten der Gerechtigkeitspflege, von welchen letzteren Einer beim Superior bleiben, und ihn nicht aus den Augen verlieren sollte. Man weckte die Gemeinschaft auf, und stellte Wachen an alle Ausgänge. Als

Alle beisammen waren, verkündigte man ihnen die Befehle des Königs, und untersagte ihnen auf das strengste alle Gemeinschaft mit Auswärtigen. Joachim Navarro war Rektor des kaiserlichen Kollegiums. Als man ihn fragte, ob er sich den Befehlen des Königs unterwürfe, antwortete er: „Wir sind bereit, nicht nur die Landes„verweisung, sondern noch weit größere Leiden, zum Beweise un„serer Ehrerbietung und Unterwürfigkeit gegen den König zu ertragen.„ Die Wache selbst wurde durch diesen kühnen Muth niedergeschlagen. Die Ergebenheit der Schlachtopfer war überall dieselbe; nirgendwo auch nur ein Schatten eines Versuches zum Widerstande. Man hatte übrigens die erhabene Großmuth, den Jesuiten ihre Kleider und Gebetbücher zu lassen; alle andere Bücher und Schriften aber wurden ihnen abgenommen. Schon vorher waren Wägen bereitet worden. Man setzte die Religiosen hinein, und führte sie, unter starker Bedeckung, nach Karthagena. Niemand hatte vor 6 Uhr des Morgens etwas von der Landesverweisung der Ordensmänner gewußt, und um diese Stunde waren sie schon nicht mehr in der Hauptstadt. So rasch gieng dem Grafen Aranda die Sache von Statten.

Eben so verfuhr man in der ganzen Halbinsel; die Jesuitenwurden zur Nachtszeit ergriffen, auf Wägen geschichtet, und zum nächsten Hafen abgeführt. Alter, Ansehen, geleistete Dienste, wurden für Nichts geachtet. Unter diesen Landesverwiesenen befanden sich, Peter von Calatayud, ein durch seine Arbeiten in ganz Spanien bekannter Missionär, ein apostolischer Mann, der viele Andachtsbücher geschrieben hatte, und damals 78 Jahre alt war. Franz Xavier Idiaquez, aus den Herzogen von Granada, ein Mann von ausnehmender Gelehrsamkeit, und ein Freund der Wissenschaften; Joseph Pignatelli, aus den Grafen von Fuentes; Antonius Mourino, berühmt durch Gelehrsamkeit, Weisheit und Tugend, der das ganze Vertrauen des verstorbenen Königs Ferdinand VI genossen hatte, Gabriel Busemart, ein achtzigjähriger Greis; geschickte Professoren; Lehrer, die in der Pflege der Jugend ergraut waren; Theologen; Redner; erleuchtete Vorsteher; Alle traf dieses Gesetz ohne Ausnahme; Einer aus ihnen, Mathias Aimerich, aus der Diöcese von Gironne, unterhielt, (so erzählt einer dieser Verbannten), unsre Feinde durch andächtige Gespräche, und ermahnte uns für den

König zu beten, was wir auch mehrmals und von ganzem Herzen thaten. Man hatte die Novizen sorgsam von den Professen abgesondert, um sie, wie man sagte, vor der Verführung zu bewahren. Aber Manche wollten lieber die Landesverwiesenen begleiten, als einen Orden verlassen, wo sie so hehre Beispiele der Tugend vor Augen hatten. Gonsalvo Adorno Hinojosa, ein Jüngling von 16 Jahren, aus einer edeln Familie aus Sarragossa, widerstand allen Zusprüchen, und schiffte sich mit den Vätern ein. Joseph von Silva, 17 Jahre alt, verbarg sich, und bestieg heimlich das Schiff, welches seine Lehrer abführte. Ein junger schwedischer Protestant, bekehrt durch den gelehrten Ituriaga, entsagte seinem Glücke, und seinem Vaterlande, um seinem geistlichen Vater nachzufolgen, und schiffte sich im Geheim nach Italien ein, wo er die heiligen Weihen empfieng. Solche Beispiele von Achtung und Ergebenheit sind siegreiche Beweise gegen die Beschuldigungen des Hasses.

In Spanien gab es 118 Häuser der Jesuiten, ohne jene in Amerika und Indien mitzurechnen. Auch diese wurden nicht verschont, und den Jesuiten widerfuhr daselbst, wiewohl etwas später, dieselbe Behandlung. Jene berühmten und blühenden Missionen wurden zerstört. In Paraguai, Californien verschwanden die Institute, wo die Jugend eine auf Religion gegründete Bildung erhielt. Man entzog den Indianern ihre Hirten, ihre Vorsteher, ihre Freunde, ihre Väter, ohne daß diese von ihrem Einflusse Gebrauch gemacht hätten, um sich gegen so ungerechte Behandlungen zu verwahren. Missionäre, die in Arbeiten ergraut waren; Viele, die des Glaubens wegen große Leiden ertragen hatten, unter andern Joseph Uriarto, wurden wie Verbrecher fortgeführt. Ignaz Chome, ein Flammänder, welcher seit 40 Jahren in diesen Missionen bei den Chirigunnen gearbeitet hatte, lag sterbend auf seinem Bette; man schleppte ihn ohne Erbarmen fort, und setzte ihn auf einen Wagen, um ihn aus dem Lande zu bringen; aber er starb, ehe er den Hafen erreichte. Gerade zu jener Zeit kamen in Paraguai Jesuiten an; man ließ sie nicht an's Land, und sie mußten, um sich in's Exil zu verfügen, von Neuem den Ocean durchschiffen, über den sie so eben mit ganz andern Aussichten gekommen waren. Man schätzt die ganze Zahl der spanischen Jesuiten auf 5000. Den 13ten Mai kam das erste Schiff mit 850 verbannten Jesuiten zu Civita Vecchia an. Ihre Ankunft überraschte

den römischen Hof. Clemens der XIII hatte zu ihrer Vertheidigung dem Könige von Spanien einen Brief geschrieben, und hoffte diesen Fürsten noch besänftigen zu können. Indeß erboth sich die Republik von Genua, diese Unglücklichen in Corsika aufzunehmen. Sie segelten also dahin ab, nachdem sie 6 Monate auf dem Meere umhergeirrt waren; und im Drange der Noth sah man sie plötzlich ihre Arbeiten beginnen. Zu Ajaccio, gab man ihnen das bischöfliche Seminarium, welches verlassen war, zur Wohnung. Sogleich eröffnete daselbst der gelehrte Mourino eine Schule, wo Philosophie, Physik, Theologie und Mathematik gegeben wurden. Diese Ordensmänner versüßten durch Arbeiten ihre Verbannung. Zu Calvi hielt Idiaquez, der dort mit den Jesuiten aus Castilien einen Zufluchtsort gefunden hatte, die Todesfeier für den tugendhaften Dauphin von Frankreich, welcher im Jahre 1765 gestorben ist. Geschmackvolle Gedichte und Inschriften ersetzten die Pracht, welche Verbannte der Feierlichkeit nicht geben konnten; und der französische General, der die nach Corsika abgeschickten Truppen kommandirte, sandte einen Bericht an den Hof, in dem er den Eifer der fremden Jesuiten lobte. Die Verwendungen des Pabstes waren ohne allen Erfolg. Die Vorurtheile, die man dem Könige beigebracht hatte, waren viel zu groß, als daß man ihm mildere Gesinnungen hätte einflößen können. So rührend und väterlich auch das Schreiben, welches Clemens XIII. unterm 16ten April 1767 an ihn sandte, abgefaßt war, so erfolgte dennoch von Seiten des Königs, unterm 2ten Mai, nur eine kurze Antwort, die alle Hoffnung gänzlich niederschlug. Ja man machte sogar einen Bericht des Rathes von Castilien über dieses Breve des Pabstes öffentlich bekannt. In diesem Berichte wird gesagt: „Daß der Papst, indem er für die Jesuiten Fürbitte einlege, sich in eine Sache mische, die ihn nichts angehe; daß, wenn der König Seiner Heiligkeit die gegen die Jesuiten ergriffene Maßregel mitgetheilt hätte, dieses blos ein Zug der Höflichkeit gewesen sey; und daß das Breve vom 16ten April verdient hätte, zurückgeschickt zu werden!!“ In Spanien war diese Art, dem heiligen Stuhle zu reden, ganz ungewöhnlich; auch war es eine höchst sonderbare Anmaßung, es als eine Höflichkeit wollen angesehen haben, wenn man den Pabst in die Nothwendigkeit versetzte, 5000 vertriebene Jesuiten in seine Staaten aufzunehmen. Doch der Graf von Aranda,

einer der vorzüglichsten Urheber der Vertreibung der Jesuiten, war Vorsitzer in diesem Rathe. Eben dieser Rath erließ, unterm 16ten September und unterm 21ten October 1767, zwei Befehle in Betreff der Jesuiten. Der erste verordnete, Alle diejenigen, welche sich zu Rom hatten säkularisiren lassen, und dann aus Corsika nach Spanien zurückgekehrt waren, von Neuem in Verhaft zu nehmen und bis an die Gränzen zu führen; würden sie ohne Erlaubniß von Neuem zurückkehren, so sollten sie wie Staatsverbrecher behandelt werden. In Gemäßheit der zweiten Verordnung, welche öffentlich ausgerufen ward, sollte jeder Jesuit, der ohne Erlaubniß des Königs, Spanien wieder beträte, als Verwiesener, wenn er die heiligen Weihen noch nicht empfangen hätte, mit dem Tode; im andern Falle aber, mit ewiger Gefängniß bestraft werden. Die, so zur Rückkehre eines Jesuiten mitgewirkt hätten, sollten als öffentliche Ruhestörer behandelt, und Jedermann sollte als Mitwirker angesehen werden, der von der Rückkehre eines Jesuiten unterrichet, sie dem Staate nicht angezeigt hätte. Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diese so sanfte und gnädige Gesetzgebung.

Indeß hatte der römische Hof lange gezögert, bis er die spanischen Jesuiten aufnahm. Schon belästigt durch die portugisischen Jesuiten, stand zu befürchten, er möchte eine noch weit zahlreichere Colonie in einem Lande, welches bereits seit drei Jahren durch Mangel gedrückt war, nicht unterhalten können. Ueberdieß sah er es mit Recht als eine Beleidigung an, daß man ihn verbinden wollte, diese Landesverwiesenen aufzunehmen. In der That, der Befehl, den man mit übermüthigem Trotze den Jesuiten gegeben hatte, die Staaten des Pabstes nicht zu verlassen, war eben so beleidigend für den römischen Hof, als hart für die Jesuiten, welche in einem armen und beschränkten Lande kaum Nahrung würden gefunden haben. Bisher hatte man den Verbannten wenigstens die Wahl ihres Verbannungsortes gelassen, und der Fürst der sie aus seinen Staaten vertreiben konnte, hatte das Recht nicht, einen fremden zu nöthigen sie aufzunehmen. Dennoch entschloß sich der römische Hof, freilich mehr aus Rücksicht gegen die frommen Landesverwiesenen, als gegen jene trotzigen Verordnungen, die Jesuiten aufzunehmen, und vertheilte sie in die verschiedenen Städte des Kirchenstaates, wo sie sogleich sich bemüheten, nützlich zu werden, entweder durch Besorgung des

h. Dienstes, oder durch gelehrte Arbeiten. Es gab unter ihnen ausgezeichnete Theologen, Gelehrte und Litteratoren, die durch ihre Schriften der Religion sowohl als den Wissenschaften Ehre machten. Ihr Betragen im Kirchenstaate war die glänzendste Widerlegung ihrer Feinde; durch ihre Frömmigkeit, Bescheidenheit, und Menschenliebe, erwarben sie sich die Achtung aller Einwohner. Man hörte sie nicht murren gegen ihre Feinde, nicht klagen gegen die Härte der Landesverweisung. Bis zu ihrer Vertreibung beschäftigten sie sich mit den Interessen ihres Vaterlandes, und mit gelehrten Forschungen, die auf dessen Geschichte Bezug hatten. Viele von ihnen haben sich sogar durch ihre Werke in ganz Europa berühmt gemacht, als z. B. Johann Andres, Faustin Arevalo, Franz Gusta, Lorenz Hervas, Franz Joseph Isla, Johannes Franziscus Masdeu, Johann von Ossuna, Joseph Pons, Carl de la Serna-Santander u. s. w.

Die französische Revolution enthüllte deutlich die Absichten der Feinde des Staates und der Religion, und man konnte sich den geheimen Zweck der Beförderer der Verbannung der Jesuiten nicht mehr verbergen. Karl der IV. schien daher wenigstens zum Theile Das, was sein Vater gethan hatte, wieder gut machen zu wollen. Die Verbannung der Jesuiten dauerte 30 Jahre, und die Meisten aus ihnen waren schon gestorben. Die, welche noch übrig blieben, erhielten im Jahre 1799 die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren. Fast alle bedienten sich dieser Erlaubniß; allein ihre Rückkehr war unerträglich für ihre unversöhnlichen Feinde; die Gegenwart dieser Greise war ein immerwährender Tadel gewisser in großem Ansehen stehender Personen. Dazu kamen noch die Klagen einer Partei, die seit 50 Jahren bemüht gewesen war, sich in Spanien in geistlichen Dingen das Uebergewicht zu verschaffen. Die Jesuiten wurden daher zum zweiten Male vertrieben, und man schien sie nur darum zurückberufen zu haben, um sich das Vergnügen zu gewähren, sie zum zweiten Male zum Lande hinauszuführen. Man weiß, daß sie auf die ehrenvollste Weise durch Ferdinand den VII. zurückberufen wurden. Dieser Fürst gab den 29sten Mai 1813 ein Dekret, worin er erklärt, daß er, um den Wünschen vieler Städte und Provinzen nachzukommen, und nach einer gründlichen Prüfung aller gegen die Jesuiten gerichteten Beschuldigungen, ihnen ihre Collegien, Häuser und Missionen zurückgebe. Er sagt, daß ihre Aufhebung

nur durch Eifersucht und Parteigeist bewirkt worden sey; daß sie keine andre Gegner hatten, als die Feinde des Staats und der Obrigkeit; und daß sie, besonders in Erziehung der Jugend, unschätzbare Dienste geleistet hätten. Dieser königliche Beschluß ward mit Freude in ganz Spanien aufgenommen. Mehrere Jesuiten kamen aus Italien zurück, und begaben sich wieder in einige ihrer ehemaligen Anstalten. Im Anfange des Jahres 1817 hatten sie schon 13 Häuser. Auch hatten sie Novizen. Den 19ten Mai 1816 wurden sie mit großem Prachtaufwande in Mexico wieder eingesetzt. Erst vor Kurzem hat die neue Revolution dieses glückliche Beginnen unterbrochen. Die Jesuiten wurden durch einen Beschluß der Cortes, vom 14ten August 1820, von Neuem unterdrückt.

Dieß sind die Unfälle, die seit 50 Jahren, eine durch ihre Tugenden und Verdienste berühmte Körperschaft in Spanien erlitten hat. Ist sie bestimmt diesem unglücklichen Lande auch hinfort noch nützlich zu seyn? Die Zukunft ist mit zu dichtem Gewölbe verhüllt, als daß wir hierüber eine Muthmaßung wagen dürften.

INSTRUCTIO

Pro Decanis Diœceseos Herbipolensis Capitula visitantibus.

I. Dies Visitationis parochiarum ordine alphabetico positarum.

II. An Parochia, Curatia, Beneficium sint liberæ collationis vel juris patronatus?

Quis ultima vice in sæculo XVIII^vo^ jus patronatus vel collationis exercuerit?

Quænam instrumenta et probationes pro patronatu episcopali prostent?

III. An Parochia habeat Ecclesias filiales, et quænam earum nomina?

IV. An sit pura, an acatholicis mixta?

V. Numerus animarum et Communicantium

a. in loco parochiali

b. – – – filiali.

VI. Characteristica descriptio

A. Parochi, Curati, Beneficiati.

B. Sacellani, Cooperatoris.

C. Aliorumque Sacerdotum regularium in parochia existentium.

A. Parochi, Curati et Beneficiati descriptio characteristica complectatur:

a) Nomen Parochi, Curati, Beneficiati.

b) Quibus stationibus et quamdiu singulis sit Sacellanus aut Cooperator commoratus.

c) Quo die et anno ad Parochiam, Curatiam, Beneficium promotus fuerit?

d) Tempus, a quo Parochiam, Curatiam, Beneficium administret? Si pluribus jam præfuerit, quamdiu singulis? Unde anni curæ et subsistentiæ cujusvis eruantur.

e) An sit vir et morum modestia, probitate, doctrina, pietateque insignis?

f) Quomodo Parochus, Curatus officium pastorale gerant? Quomodo Beneficiatus satisfaciat suæ obligationi?

g) An a Parocho, Curato, Beneficiato confectum sit testamentum, quod exhibeatur, et quis sit testamentarius?

h) Quale habeant famulitium, cujus status inquirendus, indicando sexum, ætatem, officium, affinitaten, cæterasque cujusvis famuli aut ancillæ, aut personarum vinculo consanguinitatis vel affinitatis cum iis conjunctarum, et convictorum conditiones.

B. In descriptione Sacellani aut Cooperatoris characteristica, allatis supra sub lit. a et b notatis, respiciendum est, utrum eorum vitæ ratio respondeat vocationi clericali, nec ne;

a) Utrum, quatenus homini id dijudicare sit concessum, non lege externa, sed interna persuasione de muneris sanctitate ducti, devotionalia pastoralesque functiones vera cum præparatione, et spiritu, non leviter aut mechanice persolvant?

b) An moraliter religiosam populo ædificantem publicam trahant vitam?

c) Utrum spiritum religionis Jesu precibus quotidianis, indefessaque sacræ scripturæ lectione, librorumque asceticorum usu, in se confortare et conservare studeant?

d) Utrum sæpius sacramentali confessione sese studeant cum Deo reconciliare?

e) Utrum studiis statui clericali consentaneis indefesse navent?

f) Utrum in elaborandis concionibus et catechesibus, quæ Decano in scriptis ostendantur, sint solliciti; utrum sint bene elaboratæ?

g) Utrum in speciali libro decreta necessaria notaverint?

h) An principia præ se ferant, doctrinæ constitutionique Ecclesiæ contraria?

i) An et qualem diei ordinem observent?

k) Utrum otio indulgeant, tempusque vanis distractionibus terant?

l) An semper, facta prius quo eant denuntiatione, exeant?

m) Utrum frequenter noctu post cœnam exeant, salutationesque domesticas sacerdoti officioque pastorali non convenientes admittant?

n) An in filialibus sese independentes a Parocho reddere, aut in ædibus parochialibus domesticum ministerium ad se trahere conentur?

o) An si ultra tres dies a loco parochiali voluerint discedere, discessum prius Decano indicaverint?

p) Utrum Parochum, cujus familiaritate utantur, debita cum veneratione tractent?

q) Utrum ordinem domesticum inordinata vitæ ratione, varii generis ineptiis et morositate, insanis petitionibus, seu rudi contra domesticos se gerendi modo turbent?

r) An cauponas evitent, neque potui se se tradant, hacque ratione, aliave ipsis neutiquam conveniente, aliis non sint offensioni?

s) An conjunctiones conventusque alant, sacerdotali vocationi, et religioso moralique spiritui, quo debeant esse solummodo animati, repugnantes?

t) An eorum vestitus, si in ecclesiasticis aut pastoralibus functionibus non sint constituti, sit modestus, sacerdoti conveniens, legibusque respondens?

u) An tonsuram semper conservent?

v) An in Ecclesia et extra Ecclesiam sacramenta administrantes, semper sint toga clericali induti?

w) Generatim, utrum eam decentiam, modestiam, decoremque eum teneant, quem Ecclesia de suis ministris postulat?

C. Characteristica sacerdotum regularium in locis parochialibus de sustentationis quota ipsis concessa viventium descriptio solummodo

a) eorum nomina,

b) eorum moralem vitæ rationem, siqne subsidiariorum vices gerant,

c) quomodo satisfaciant suæ obligationi libere susceptæ, complectatur.

Notandum.

Si in descriptione cujusdam sacerdotis characteristica quid occurrat, moralitati aut ecclesiasticæ modestiæ contrarium, sollicite respiciendum, et in relatione adnotandum est, utrum et quoties frustra fuerit monitus.

VII. Ecclesiæ parochialis et filialis status,

a) an sit optimæ, mediocris, an infimæ conditionis.

b) Fundus.

c) Debita retardata.

d) Legata pia per anni decursum facta.

e) Administratio.

f) An ratiocinia singulis annis deponantur, et

g) Utrum Parocho, Curato ad revisionem exhibeantur?

h) Utrum magistratus civitatis, aut prætor cum delectis civium, missis Parocho, Curato, subin in adhibendis reditibus ecclesiasticis ad lubitum disponant?

i) Cui incumbat onus fabricæ, quibusque fundamentis id nitatur?

k) An conservetur in Ecclesia lumen continuo ardens?

l) An omnia, quæ ad cultum divinum, et sacramentorum usum spectant, sint optime asservata, et in ædificationem ordinata?

m) Hierothecæ, ciborii, calicum, vasorum pro Ss. Oleis, baptisterii, aliorumque paramentorum qualitas et mundities.

n) An eorum adsit inventarium?

o) Status moralitatis æditui ejusque solertia in perfungendis muniis ecclesiasticis.

p) An cultus divinus et in Ecclesia parochiali et filiali ad Diœceseos normam celebretur?

q) An leges ecclesiasticæ matrimonia clandestina attinentes singulis annis publice et in Ecclesia parochiali et filiali populo explicentur?

r) Utrum doctrina christiana in Ecclesia parochiali et filiali ad

normam Catechismi diœcesani singulis diebus dominicis publice habenda saltem intra biennium absolvatur?

s) An quoque Ecclesia thaumaturgica in parœciæ confinibus existat? quænam instructio quoad miraculorum indicationem, affixionem tabularum pictarum, aut figuras ex metallo, ligno, cera, vel ex alia materia confectas observetur?

t) An Cœmeterium sit mundum et clausum.

VIII. Domus parochialis. Qualis sit illius conditio? Quis habeat onus fabricæ, quibusque fundamentis id nitatur?

IX. Jura et bona parochialia ad fundationem et dotem parœciæ pertinentia examinenda sunt:

a) An in quieta bonorum juriumque possessione Parochus se conservet? aut

b) An lis de his bonis obmota fuerit?

c) A quonam tempore? Coram quo judice? Quis actor, quis reus sit?

d) An documenta pro parte parochiæ adhibenda existant?

e) Jura stolæ quoque adcurate ex observantia antiqua enumeranda, et perceptionis summa pro quovis actu liturgico edicenda est.

X. Repositura parochialis,

a) An sit bene ordinata?

b) Utrum documenta parochialia, præcipue documentum fundationis vel originale vel in copia, Bulla circumscriptionis Diœcesium Bavaricarum, aliaque legaliter asservata, matriculæ exactissime consignatæ, decreta episcopalis Ordinariatus scripta in speciali libro juxta ordinem chronologicum contenta, decretaque impressa, in illa habeantur.

c) An adsit repositurae inventarium?

XI. Scola parochialis et filialis.

a) Numerus scolarum in loco parochiali et filiali.

b) Ludimagistrorum nomina.

c) Eorum moralis vitæ ratio, an juventuti bono præluceant exemplo?

d) Quomodo gerant suum officium?

e) Utrum omnia doctrinæ christianæ capita per anni decursum parvulis tradantur?

f) Ludimagistri catechizandi ratio, an sit recta, nec ne?

g) Utrum in scolis diebus dominicis habendis catecheses a Paroche habitæ repetantur, provectiorisque ætatis juventus ad novam præparetur?

XII. An circa alumnorum clericorum in locis parochialibus aut filialibus tempore feriarum commorantium aut in illa advenientium mores vitæque rationem et vestitum nil sit animadvertendum?

Neapel. Man erblickt in unserm Königreiche schon die trösslichen Folgen der Missionen, welche die geistliche Behörde allenthalben veranstaltet hat, sowohl um das Volk zur Religion als zur bürgerlichen Ordnung zurückzuführen. Unter den verschiedenen Diözesen zeichnet sich besonders jene von Severo aus. Joh. Camill Rossi, welcher dieselbe seit dem J. 1818 versieht, hat vorzügliche Beweise seines frommen Eifers abgelegt. Selbst der Intendant der Provinz, Hr. Blasius Zurlo, schrieb aus Foggio, unterm 1. April, dem Prälaten einen Glückwünschungsbrief über die reichlich sprossenden Früchte; derselbe gestehet, daß die Stimme der Bischöfe am meisten vermag, eine festgegründete Ordnung herbeizuführen, und daß die weltliche Behörde die untrüglichste Beihülfe an der geistlichen findet. Dieser Brief, nicht minder ehrenvoll für den Befehlshaber als für den Bischof, liefert ein merkwürdiges Beispiel der schönen Eintracht, welche aller Orten zwischen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit herrschen sollte, um den Zweck des zeitlichen und ewigen Menschenwohles zu erreichen.

Die Trappisten aus Spanien, welche unlängst in Toulouse angekommen sind, um der Verfolgung zu entgehen, werden sich in eines ihrer Häuser in Frankreich begeben; sie beobachten pünktlich ihre Ordensregeln und machen die Reise ohne andere, als die durch die Vorsehung ihnen zukommende Hülfe. Jedermann bewundert ihren heiligen Wandel.

Missionsnachrichten aus Cochinchina. In Nro. 827 des Ami de la Rel. et du Roi lies't man folgenden Artikel: „Es sind uns über Bordeaux Nachrichten von den auswärtigen Missionen zugekommen, welche Frankreich in den äußersten Gegenden Asiens unterhält. Der Missionär Johann Taber, welcher im J. 1820 dahin gereiset ist, schreibt, daß er am 19. Mai 1821 daselbst angelangt

sey. Er traf da den apostolischen Vikar, Hrn. Labarette, Bischof von Veren, an, welcher, seines hohen Alters ungeachtet, noch eifrig arbeitet; allein sein Coadjutor, Joh. Jos. Audemar, Bischof von Adran, ist am 9. August 1821 gestorben. Dieser Prälat war aus der Gegend von Toulouse, und erlebte etwa das 62ste Jahr. 1820 hatte eine epidemische Krankheit vier inländische Priester weggerafft; Hr. Jarot, Priester aus der Diozese Besançon und Provikar, ist ein sechzigjähriger Greis von schwächlicher Gesundheit. Hr. Thomassin, ein junger Priester von Angers, befindet sich ebenfalls in mißlichen Gesundheitsumständen; von den vier Missionären, welche 1820 mit Hrn. Taber von Frankreich abgegangen waren, ist Einer wieder nach Paris zurückgekehrt; ein Anderer wurde nach Ton-king geschickt; ein Dritter erhielt den Ruf als Lehrer in einem Collegium. Mit Letzterem erlernte Hr. Taber vor Allem die Landessprache; und Jener brachte es bald so weit, daß er predigen und beichthören konnte. Der apost. Vikar wird ihn vermuthlich in Niedercochinchina geschickt haben, wo viele Christen und seit vielen Jahren keine europäische Priester mehr sind. Der König v. Cochinchina war schon vor mehr als einem Jahre gestorben, und hatte einen seiner Söhne von einem Kebsweibe für den Thron bestimmt. Von diesem verspricht man sich nicht viel Gutes, indem er den Europäern ziemlich abhold ist. Indeß wurde der apost. Vikar von allen Seiten um Missionäre ersucht; die Christen sind im ganzen Land umher zerstreut, welches die Mission außerordentlich mühsam macht. Der Bischof von Veren hat ungefähr zwölf Häuser für Klosterfrauen errichtet, welche ein sehr erbauliches Leben führen, und keine Gelübde ablegen.

Ein anderer Brief von Hrn. Baroudel, Prokurator der Missionen zu Macao, meldet die Ankunft der Hrn. Pécot und Imbert. Der Erste war für die Mission in Siam bestimmt, welche nur zwei Missionäre hat, den Bischof von Sozopolis und einen bejahrten Priester. Hr. Imbert, welcher sich zu Poul-Pinang aufgehalten hatte, war so eben bereit nach China abzureisen. Die Mission von Su-tchuan hatte im J. 1820 keine bedeutende Verfolgung gelitten; nur einige Verbannungsdekrete wurden vollführt. — Die Briefe, welchen wir die Auszüge entlehnt haben, sind vom Oktober 1821.

Schöne Handlungen.

1. Der Pfarrer Braun (so meldet die preußische Staatszeitung Nro. 78.) zu Trittenheim, unweit Trier, hatte 250 Rthlr. für rückständige Besoldung von seinen Pfarrgenossenen zu fordern; als diese ihm kürzlich ausbezahlt wurden, überließ er die ganze Summe dem Gemeinde-Rechner, um sie zu Kapital anzulegen, und die Zinsen zur Unterstützung der Hausarmen anzuwenden.

2. Christoph Lämmermann von Zirndorf, Landgerichts Nürnberg, evangelisch-lutherischer Religion, und Vater eines Sohnes, erklärte den 14ten April 1822 beim Stadt-Magistrat zu Fürth Folgendes: „Das Glück begünstigte mich durch eine Erbschaft, die ich von der verstorbenen Beckers-Wittwe Besold erhielt, ohne iemals darauf rechnen zu können. Ich habe mich entschlossen etwas Gutes zu thun; und da ich in Erfahrung brachte, daß zur Erbauung einer katholischen Kirche in Fürth eine Kollekte angestellt wird, so übergebe ich zu dem Ende 25 Gulden mit der Bitte, sie nach Gutdünken zu verwenden." — Möchten diese Wohlthäter recht viele Nachfolger haben! Algsfrd.

Bei Tobias Löffler in Mannheim ist erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Sambuga, J. A., Predigten auf Sonn- und Festtage, herausgegeben von K. Klein, gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Sambuga, von dem der tiefreligiöse M. Sailer, K. Klein und Fr. Stapf bereits Mehreres mittheilten, was gute Aufnahme fand, erscheint hier wieder wie ein Geist aus dem Lande des Todes mit Worten des ewigen Lebens. Wer ihn bereits kennt, wird sich freuen, noch einige Kleinodien von ihm zu erhalten; wer ihn hier erst kennen lernt, wird sich zu einer solchen Bekanntschaft Glück wünschen, deßwegen scheint jedes Anpreisen überflüßig: wo die Sache selbst für sich spricht, sind Worte unnöthig! Und wie Viele, unter denen der Selige lebte und wirkte, erinnern sich da noch mit einem gesegneten Eindruck auf ihr Herz.

Inhalt.

Seite

1) Ueber das Brevierbeten. 241
2) Timotheus; eine Zeitschrift zur Beförderung der Religion und Humanität. 266
3) Obscura aus der Schule höherer Grundsätze. 305
4) Dewora, V. F., Naturbeschreibung des menschlichen Leibes für die Jugend. 309
5) Alex. Fürst v. Hohenlohe und Waldenb. Schillingsfürst dargestellt von Scharold. 313
6) D.r Ringler's Evangelisches Hülfsmittel in menschlichen Uebeln. 316
7) Bekehrungsgeschichte eines Ober-Rabbiners. 321
8) Karl Mor. Ed. Fabritius, Ueber den herrschenden Unfug auf deutschen Universitäten, ꝛc. 326
9) Des Vinzentius Lerinensis Commonitorium, übersetzt v. Fr. Geiger. 333
10) Ein Duzend kurzer Lebensgeschichten heiliger Bürger, Handelsleute und Wirthe, v. Fr. Loth. Marx. . . 343
11) Maria, die unbefleckte Jungfrau und Mutter des Herrn ꝛc. 345
12) Aloys. Frey, Die Finsterlinge unsrer Zeit. 363
13) Noch etwas über Schubkraffts Armenfreund. 365
14) Gedanken. 368

Beilage N.° IX.